



Ein
Carneval in Berlin.

Von
A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Ein Carneval in Berlin.

Hypochondrische Vorbetragungen.

„Ein Fasching in Wien“ — „ein Carneval in Berlin“ — das klingt sehr lustig! Aber o Himmel, welch ein miserables Ding ist es um die Lustigkeit unserer Tage! Ja, die Namen haben wir noch, aber die Sache, wo ist die? Längst, längst dahin! Wenn man an den Jubel früherer Zeiten denkt — an den unendlichen Spaß! Schon in den Worten „Fasching“, „Carneval“ hüpfen tausend und Millionen Herzen in fast wahnsinniger Freude, vibrirten Millionen Pulse, und in den ernsthaftesten Köpfen fand sich in einem Winkel versteckt irgend eine amüsante kleine Narrheit, die dann an das Licht der Kerzen flatterte! Aber heut! Ja, wir haben Larven — wir gehen verummumt einher — aber es sind häßliche, ernsthafteste, spukhafte Gesichter und Gestalten, und wenn sie lächeln, so ist's ein Grin-

sen, und wenn sie lustig sein wollen, so theilen sie hinterrücks Schläge aus; nicht die lustigen Hiebe, die Pierrot gab, der Langgeärmelte, nein, tückische, die, obgleich sie hinterrücks gegeben werden, doch den wunden Fleck des Gegners zu treffen wissen.

Das ist zu schwarz gemalt! ruft hier der Leser, der schon seine Halblarve und seinen Domino fertig auf dem Stuhle liegen hat, um auf die Redoute zu gehen. Nicht doch — ich möchte rufen: noch lange nicht schwarz genug! Es liegt ein dunkler, schwerer, langer Aschermittwoch über der civilisirten Welt! Es ist keine große Calamität, deren Opfer sich in Zahlen fassen lassen; es ist kein Krieg, dessen Schlachtfelder sich auf der Karte nachweisen lassen, — aber es ist eine unendliche „Verstimmung“ und „Müdigkeit“, die das lebende Geschlecht ergriffen hat. Fast muß ich die Ansicht des jungen Offiziers theilen, den ich in Wien an der Wirthstafel fand und der im Drange des Gefühls heftig ausrief: O käme es nur zum Kriege, damit wir doch endlich erfahren, wer unser

Freund, wer unser Feind sei! In diesen Worten liegt eine Wahrheit, die tief einschneidet in die Gewissen und Herzen unserer Zeit, die beide lau geworden sind. Dieses ewig wache Mißtrauen, dieser nie schlummernde Neid, diese kleinliche Ueberwachung, dieses Spiel eines Ehrgeizes, der zu wenig groß ist, um verbrecherisch zu sein, und doch sich nicht scheut, tausend „kleine Unrechte“ zu begehen! So viel „Wollen“ und so wenig „Willen“ — so ungeheures „Wissen“ und so winzig kleines „Können“! O, dieses Geschlecht muß in den eisernen Becher des Kriegs fallen, und zusammengewürfelt dann wieder in neuen Gruppierungen auf die Tafel des Lebens geworfen werden! So meinte es der junge Offizier, und die Jugend hat immer Recht und das Alter hat immer Unrecht, wenn es auf die Umgestaltung einer Zeit ankommt. Unsere Jugend hat wahrlich ein Wort mitzusprechen, und diese Jugend will Thaten! sie will nicht mit dem frischen Athem ihrer noch festen Brust die ewig klappernden Maschinen in Bewegung bringen, sie will nicht ihre glücklichen

und feurigen Jahre daransehen, daß eine Elle Kattun mehr in die Welt hineingewebt werde! Sie will diesen Athem, diesen kostbaren Athem anwenden, um in die Segel des Schiffes der Zeit zu blasen, damit es frisch durch die Wellen schäume und der Morgenröthe entgegenfliege, aus deren Lichte die Worte der Verheißung hervortönen.

Aber welch ein Elend bringt der Krieg mit sich! ruft's hier von allen Seiten. Aber welch ein Elend bringt der Kattun mit sich! sage ich zur Entgegnung. Der Kattun! ich nenne damit jedes und jegliches Fabrikat unsers fabrikreichen Zeitalters. Sind wir glücklicher geworden, seitdem diese Welt von Maschinen um uns her knarrt und ächzt? Hat es unser Geschlecht moralisch gehoben, daß wir nun wissen, wie man einen völlig fehlerfreien Firniß bereitet? Hat es sich gehoben, seit der große Spinn-, Webe-, Haspel- und Schleif-Palast dort an der Themse gestanden hat? Es ist wahr, es ist schon gelungen, oder es wird gelingen, daß wir in jede Hütte einen Polsterstuhl und ein Gaslicht schaffen: — aber sind die

Menschen, die auf den Polsterstühlen sitzen, die bei dieser hellen und gereinigten Flamme einander beschauen, sind sie glücklicher als jene, die in dunkler Kammer zur Reformationszeit ihr streng verpöntes hugonottisches Lied sangen, oder die in den Katafomben Roms, zur Zeit der ersten Christen, einen verbotenen Gottesdienst begingen? O nein, nein! Die Bequemlichkeit, das angenehme Leben schaffen kein glückliches — sie schaffen vor allen Dingen kein großes Geschlecht und durch einen Polsterstuhl ist Niemand zum Cäsar geworden. Man ruft dagegen: Ja, aber durch die Möglichkeit, die Genüsse zu verallgemeinern, werden die Massen, wird das Volk glücklich gemacht. Nun, ist es jetzt glücklich? Sind die Massen jetzt zufrieden? Nein, sie sind es nicht; sie waren es vielleicht nie weniger als jetzt! Und wenn ihr die Zahl der Maschinen um das Dreifache erhöht, wenn ihr die Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus so billig macht, daß sie nur ein Achtel von Dem kosten, was sie jetzt noch kosten, Der, der erhalten hat, wird immer noch mehr wollen, und zuletzt wird ihm der

Pfennig, den er zahlen muß, als zu viel erscheinen und er wird das kürzere und raschere Kauben vorziehen. Und dann bleibt noch immer das Problem zu lösen, daß die eben genannten Vortheile und Genüsse auch wirklich auf die Massen vertheilt werden; der Reichthum bleibt immerdar an den Fingern Einzelner haften, die sich vorzudrängen wissen, um zuerst die Hand in den Goldstaub zu strecken; die Gesetze aller Solone der Welt werden dies nicht verhindern können.

Also dieser Kattun, dieser so sehr gepriesene Kattun — er deckt nicht die Blöße der Zeit. Wir frieren, wir sind nackend — trotz unserer Maschinen.

Früher gab es ganz einfach Arme und Reiche, das heißt Besitzende und Mächtige, und Bedürftige und Habenichtse. Die Besitzenden und Mächtigen traten keck auf, warfen hier und da einen zudringlichen Lump am Wege nieder, nebenbei aber freuten sie sich des Lebens und füllten es mit lauter Kostbarkeiten, Glanz, Tumult und amüsanten Freuden aus. Von dieser Zeit der Grandseigneurs stammen noch all die

schönen Bilder, Bauwerke und die schönen Geschichten her; dies fand eine spätere Zeit sehr lasterhaft, und es mag auch allerdings nicht zu loben sein, daß Einer Alles hat und der Andere nichts. Man änderte die Sache. Es sollten Alle etwas haben. Man schlug die Grandseigneurs todt, und nun kamen die Brotlosen und Habenichtse und setzten sich an die Tafel. An dieser Tafel sitzen sie noch. Aber sind sie nun zufrieden? Nein. Die Grandseigneurs sind todt, aber unter den Habenichtsen selbst verstanden es Einige vortreflich, sich ihre Taschen heimlich oder offen so stark mit den Eswaaren der Tafel zu füllen, daß die Bedürftigen immer die Bedürftigen blieben. Die Klugheit und ihr angeborener niederer Sinn gab den reichgewordenen Habenichtsen die Maßregel ein, weder mit ihren Schätzen zu prahlen noch groß zu thun, damit sie nicht auch wie die alten unvorsichtigen Grandseigneurs todtgeschlagen würden; sie gingen also heimlich in irgend einen dunkeln Winkel und schluckten und gluckten, was nur hineingehen wollte in den schwellenden Bauch; und diesen Bauch selbst

wußten sie so zu wenden und zu drehen, daß Niemand sah, wie voll er war. Aber hier und da sah es doch ein neugieriges Auge aus dem Volke und eine Stimme ließ sich hören, die da murmelte: Haben wir die alten prächtigen gnädigen Herren todtgeschlagen, damit uns ein neues Geschlecht heimlicher und versteckter Bielfraße erstehet, die uns keine schönen Feste geben, sondern heimlich im Winkel Das auffressen, was unser Antheil war, als wir zu Gericht saßen und die Beute getheilt werden sollte? Die heimlichen Brasser hörten das Gemurmel und praßten nun noch heimlicher, das Lauscherauge der Betrogenen sah aber immer schärfer, und dieser verheimlichte, feige, versteckte, seines Daseins nicht froh werdende Besitz -- und die unersättliche, in alle Winkel hineinlauschende, ewig mißtrauende, keine Veröhnung mehr glaubende, für jede Gabe, sei sie noch so reich, nicht mehr dankende Armuth -- das ist nun das Bild unserer Gesellschaft! Man frage, ob sie glücklich sei.

Sind das Betrachtungen für einen Carne-

val? Gebt mir eine Maske des harmlosen Frohsinns und ich will sie gern vorbinden. Ihr habt keine.

Aber nun will ich auch noch zeigen, daß jene Armen zur Zeit der Grandseigneurs nicht so arm waren, als unsere Armen es jetzt sind. Denn nicht die Leerheit und Dede seiner Wohnung, die Leerheit und Dede seines Innern macht den Menschen eigentlich arm. Solange eine Idee, ein Glaube, ein Etwas, das da kommt, man weiß nicht wann und von wo, in dem Menschen lebt, so erwärmt ihn Das mehr und auf die Dauer, als irgend ein irdisches Feuer es vermag. Die Armen von damals hatten dieses einheizende Element in ihrem Innern. Es ging ihnen schlecht, ganz miserabel schlecht, die Grandseigneurs gingen mit ihnen um, wie man mit dem Vieh nicht umgeht, und dennoch wie süß und lieblich hingen die gequälten Seelen an dem himmlischen Jenseits, wo hochzeitliche Kleider und eine Tafel ihrer wartete, wo die Engel unter die Serviette jedes Frommen noch irgend eine himmlische kleine

Mäscherei gelegt hatten, und wo diese armen Belasteten Gottes Antlitz sahen, der wie ein gütiger Gastgeber auf seine Gäste segenlächelnd niedersah und sich freute, wenn es Einem schmeckte. Im Vorausgefühl dieser himmlischen Tafel aß dann der Arme hienieden ohne Murren seine trockne Brotrinde. Ueber solchen kindlichen Glauben an himmlische Dinners und Soupers ist unsere hochweise Armuth erhaben. Da es sich also nur um den Besitz handelt, nur um den vollen Magen, so sind unsere Armen zehnmal mehr arm als jene Armen, und darum zehnmal mehr blutdürstiger als jene Armen, und deshalb zehnmal mehr zu fürchten als ihre Vorgänger. Dies weiß die Gesellschaft, und darum ist Niemand seines Lebens froh, weil Jeder weiß, daß dicht hinter ihm, auf den Fersen ihm folgend, Jemand harret, der ihm mit dem Messer in der Hand nach dem Leben trachtet.

Da seid fröhlich — und da tanzt und jubelt in euern Carnevalsfreuden!

Und dabei wächst die Bevölkerung ins Enorme. Wo früher der Arme sechs Wechsel zog auf die

Kasse seiner reichen Mitlebenden, das heißt sechs Kinder in die Welt setzte, da zieht er jetzt zwölf Wechsel, und sie werden alle zwölf nicht honorirt, können nicht honorirt werden. Die alten Grandseigneurs sind todt, die manchmal in einer splendiden Laune die Armen einer ganzen Provinz zu Gaste luden, oder Klöster und Freistätten für eine gehörige Anzahl Hülfbedürftiger stifteten, — die Banquiers und Fabrikherren heutzutage, die Grandseigneurs in „Kattun“ wie die Alten in „Gottes Gnaden“ was thun sie? Nichts. Denn sie sagen feige: Mein Gott, wir haben ja nichts! Wir haben nie etwas gehabt; wir sind arm, wie unsere ersten Aeltern im Paradiese waren! Schlagt uns todt und ihr werdet sehen, es fällt kein Pfennig aus unsern Taschen. Einer solchen Heuchelei lacht die Menge, denn sie weiß, schlägt sie diese neue Sorte wirklich todt, so fällt Gold über Gold in die vorgehaltenen Hände der Mörder. — Aber sie wartet noch mit dem Todtschlagen: man hat ihr eingeredet, ein gütlicher Vergleich werde noch Alles einigen. Aber welcher güt-

liche Vergleich kann stattfinden zwischen der grausamen, unerbittlichen Habgier, die jedem moralischen und religiösen Zügel enthoben ist, und dem feigen, schmutzigen, jeder Hoheit, jeder Würde entkleideten Besitz? — Der Krieg ist unvermeidlich.

Nicht der Krieg um den persönlichen Ehrgeiz der Fürsten, wie ihn frühere Jahrhunderte geführt, nein, der Krieg um das „Hohe“ und das „Niedere“ in der Menschenbrust. Das „Niedere“ muß herabgetreten werden, das „Hohe“ muß wieder zur Geltung kommen; die moralische Würde, das große und ewige Heldenthum der Menschheit, das eine in ihrem Innersten entstimmliche und entnervende Industrie untergraben und gestürzt hat, soll zur vollen Geltung kommen. Ist dieses nicht ein Kampf, des Blutes der Edelsten werth? Und dann — damit Jeder wisse, wer sein Freund, wer sein Feind sei! bei diesem Ausspruch des jungen Mannes bleibt's! Das versteckte Feindsein, das laue Freundsein muß aufhören; es komme wieder Wahrheit — Offenheit — Vertrauen

in die Welt, und dies kann nur geschehen durch offene Fehde. Schleppt das Siechthum halber Meinungen nicht länger mit euch!

Hiermit sei es genug mit diesen Betrachtungen. Uebrigens ist's bekannt, daß mehr als ein Ohr schon das leise Knarren an den Pfosten des Janustempels glaubt vernommen zu haben. Wer steht uns dafür - eines schönen Tages - und sie fliegen weit auf!

Joyeuser Vorbericht.

Ein früherer Berichterstatter über einen Carneval hatte alle Hand voll zu thun, daß es ihm nur gelingen möge, alle seine interessanten Nachrichten von Festlichkeiten und Lustbarkeiten an den Mann zu bringen. Von den Urzuständen deutscher Hoffeste an, wo noch von „dem unmäßigen Fressen und Saufen“ selbst der hohen und höchsten Herrschaften die Rede ist, bis zu den süßlich schwazhaften Berichten reisender Hofcavaliers und Kammerherren, die, wo es die Freuden der Großen zu beschreiben gibt, discret hinter seidenen Vorhängen lauschen und bei denen zur rechten Zeit verlöschende Lampen eine Hauptrolle spielen. Von dieser Art Festbeschreiber hat das achtzehnte Jahrhundert eine große Anzahl aufzuweisen, und darum ist gerade dieses Jahrhundert das Lieblings- und Schooskind

des Carnevals, denn gerade das Versteckte, das Bevorhängte, das Halbdunkle hat bei den Intriguen des Gottes der sublimen Liebe seinen poetischen Reiz, und wirft Lichter und Schatten der mannichfaltigsten und wechselndsten Art auf das Parquet der Höfe.

Daß von einem Carneval solcher Art heutzutage nicht die Rede sein kann, weiß Jeder.

Aber zu den Zeiten des zweiten Friedrich Wilhelm, den das Volk mit gutmüthiger Nebenbedeutung den dicken König nennt, war viel von solchen Festen die Rede, und der Carneval spielte damals eine sehr wichtige Rolle, vielleicht die wichtigste, die er je in den „nordwindumwehten Marken“ der alten Brandenburger gespielt. Man müßte denn annehmen, daß es jener geistvollen ersten Königin der Preußen, der Freundin und Bewunderin Leibnizens, der lebenswürdigen Sophie Charlotte von Hannover, gelungen sei, in ihren kleinen Festen, die sie in ihrem Lustschloß Lügelburg gab, einen feinern und geistigern Carneval darzustellen, als es die spätere französirte Zeit unter dem dicken König ver-

mochte. Jedenfalls war aber der letztere lustiger und hat sich lebendiger im Andenken der Bevölkerung der Hauptstadt erhalten. Die ernste Gestalt Friedrich Wilhelm des Dritten, die Mission, die ihm auferlegt wurde, sein Volk einen langen Zug durch die Wüste zu führen, machte ihn, wie leicht erklärlich, nicht zu einem Festgeber. Zudem liebte er das Gepränge und das Geräusch großer Gelage nicht. Mit dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm des Vierten sah man das spitzbübische Gesichtchen des Momus durch das Brandenburger Thor in Berlin hineinblicken und die schnippische Frage thun: Wollt ihr mich? — Die ersten Regierungsjahre des Königs bezeichneten auch sehr glänzende Hoffeste.

Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, eine eigentliche Beschreibung des Carnevals zu geben, so wie in der kleinen Schrift „Ein Fasching in Wien“ ebenfalls nicht der eigentliche Fasching und dessen Feste der Hauptgegenstand der Vorstellung waren, vielmehr liegt es dem Aufzeichner dieser Skizzen daran, ein Bild der Gesell-

schaft zu geben, wie sie sich in den gegenwärtigen Zuständen der socialen Gruppierung unserer civilisirten Welt darstellt. Die Faschings- und Carnevalszeit ist nur daher genommen, weil in ihr, nach uralthergebrachter Sitte, sich die Gesellschaftsschichten, um deren Leben und Treiben es sich hier handelt, auf einige Wochen zusammenfinden. Die beiden deutschen Hauptstädte in dieser Beziehung zusammenzustellen, schien mir kein ganz ungeeigneter Voratz zu sein. Wir werden gleich sehn, wie ausnehmend scharf sich Das, was wir alten Adel und die Gesellschaft par excellence nennen müssen, in beiden Städten sondert. In Wien kann man noch von einer Aristokratie sprechen, in Berlin kaum. Als dann bietet sich auch Gelegenheit hier und da, über Das, was gerade Mode ist und Geltung beansprucht, eine Bemerkung zu machen. Wie vorsichtig man dabei sein muß, weiß der Referent. Er kennt sein Publicum. Man will gelobt sein und will auch wieder nicht gelobt sein, man will getadelt sein, aber auch wieder nicht getadelt sein. Dann will man genannt sein und

will auch nicht genannt sein. Wie es auch der Darsteller und Aufzeichner gegenwärtiger Zustände anfangen mag, er macht es niemals den Leuten Recht. Das ist eine völlig unbestreitbare Wahrheit. Dabei fragt sich's noch, ob der Caricaturenzeichner übler wegkommt als der Lobhudler und Schmeichler. Ich möchte beinahe behaupten, dem erstern werden weniger moralische Schläge zugetheilt als dem letztern. So sonderbar es klingt, so wahr ist's dennoch. Es hat Reisende gegeben, die so unbeschreiblich vorsichtig waren, daß sie Niemand mit Namen nennen, von dem sie ahnen, er könne vielleicht irgend einmal etwas gesagt oder gethan haben, was irgend einmal irgend eine hochgestellte Person irgendwie verletzt habe; andere Beschreiber sind so lobend, daß sie jedes Ei ein marmornes und die Henne, die es gelegt, eine goldene nennen. Diese marmornen Eier, diese goldenen Hennen ermüden; ebenso wie ein Leser im höchsten Grade erbittert wird gegen Denjenigen, der ihm keine Namen nennt, und jeden kleinen Skandal verschweigt. Der Satiriker und Caricaturen-

zeichner verdirbt es ganz unzweifelhaft mit einer Person, nämlich mit der, die ihm eben Portrait gefessen hat. Ist diese Person eine hochgestellte oder einflussreiche, so verdirbt er es ebenso unzweifelhaft mit dem ganzen Anhange der Person. Diese ganze Sippschaft legt einen heißblütigen und raschen Zorn an den Tag, und es bildet sich rasch eine kleine Actiengesellschaft auf künftigen Vorthail, die mit Anlegung von Privateisenbahnen den Zeichner der caricirten Skizzen nach aller Welt Enden hin verfolgt. Diese Verfolgung dauert so lange, als bis der Mächtige etwas zu sagen hat; hat dies ein Ende, so löst sich rasch die Actiengesellschaft auf und die Mitglieder sind um ein Billiges zu haben, selbst als Lobredner für den ehemals so rapid Verfolgten. Bringt nun der Caricaturzeichner seiner Zeit unterdeß, daß man in dem Orte seiner verbrecherischen Wirksamkeit gegen ihn wüthet, und der, wir wollen annehmen in der nördlichen Spitze Schwedens ist, in der Bucht zu Bajä zu oder an dem Ufer von Sorrent, oder in den Ruinen von Ninive, so kann es geschehen, daß

er allen üblen Folgen seines Talents entgeht; bleibt er aber am Orte selbst, so verwandelt sich das Fensterkreuz seiner eigenen Schreibstube über Nacht in einen Galgen, an welchen ihn zu hängen sich sein bester Freund pflichtschuldigst beeilt. Aber sei der Berühmte auch noch so sehr berühmt, sei der Würdenträger noch so sehr voll Würde, er ist doch nur ein Einzelner, und er und sein Anhang machen doch nur einen kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft, und diese Gesellschaft ist von der Art, daß ihr nichts so sehr gefällt als wenn über etwas und über Einen gespottet und gehöhnt wird, das und der — eingebildet oder wirklich, darauf kommt es für den Augenblick nicht an — hoch steht. Dagegen gibt es aber keine Gewalt der Erde, die da im Stande wäre, Den, der Alles lobt und Alles gut findet, vor dem entsetzlichen Grimme der ganzen mitlebenden Erde, dem Fluch aller und jeder Generation, der vergangenen, gegenwärtigen, und zukünftigen zu retten. Er ist der Einzige, den man nicht will, wenn man auch alles Andere will, selbst den Tod und die Pest; er ist

der Einzige, dessen Buch man nicht liest, wenn man auch ohne Auswahl Alles und Jedes liest. Er ist verdammt bis ins hundertste Glied, und leben dann noch Abkommen seines Namens, so sind auch diese verdammt.

Darum viel lieber ein Lucian, als — ja die Namen dieser Ehrwürdigen, die den Gegensatz bilden, sind eben vergessen — als die große lobende Null sein! Ja — ja nur Vorsicht. Freund Sancho sagt: Im Hause des Gehängten soll man vom Strick nicht sprechen. Ein weiser Spruch, der dem Gelüste, den Lucian zu spielen, eine weise Grenze zieht. Nur gehen Einige so weit, daß sie nicht vom Hanf sprechen, denn aus dem Hanfe wird der Strick gedreht, ja nicht einmal von der Sonne, denn sie ist's, die den Hanf zeitigt, aus welchem Hanf denn der besagte Strick gedreht wird, von dem nach dem obigen diplomatischen Fingerzeig des weisen Sancho nicht gesprochen werden soll im Hause des Gehängten.

Doch weg mit allen Vergleichen. Der Referent will weder ein Lucian noch eine lo-

bende Null sein. Wenn man ihm einiges Darstellungstalent zutraut, und zugibt, daß er das Auge offen hält, um die Personen und Dinge, in deren Kreisen er sich zunächst bewegt, so deutlich wie ihm möglich zu sehen, so hat er damit vollkommen genug, er will nichts Größeres und Allgemeineres. Es ist seine Skizze, dem eben zurechtgestellten optischen Glaſe entnommen. Wie die Personen auf der Heerstraße der Begebenheiten eben vorbeiwandeln, so sind sie aufgefaßt. Die Zeichnung ist flüchtig, nicht nachlässig; und zudem was ist richtig, was ist falsch heutzutage? Haben wir nicht die Dinge um uns her ihre Bestimmungen und Eigenschaften wechseln sehen in einer Geschwindigkeit, die selbst dem Zauberspiel eines Bosco würde Ehre gemacht haben? Es ist die Zeit der Skizzen. Wer wollte große Rubens'sche Gemälde malen? Ehe die Farben noch trocken sind, sind die Dinge und Personen bereits farblos geworden. Es gelangt Niemand zur Berühmtheit einer That, höchstens gelangt man zur Berühmtheit des Thuns. Es ist kein Wille da, aber sehr viel

Wollen. Was fängt man mit einer solchen Zeit an? Laßt uns sehen was die nächste Minute bringt! so ruft Einer dem Andern zu, und der Historiograph legt einstweilen die Feder, der Maler den Pinsel, der Bildhauer den Meißel nieder. Wir warten Alle.

Unter diesen Voraussetzungen muß der gefällige Leser nicht erwarten, daß viel oder gar ausschließlich in diesen Blättern vom Carneval geredet wird; er kommt vielleicht nur ein paar mal zur Sprache, und diese paar mal auch nur, damit er den Namen hergebe, um über etwas zu sprechen, was mit einem wirklichen Carneval so viel gemein, als die Büste der Juno mit einer Haselnußstaude. Der Aufzeichner dieser Skizzen bewegt sich vollkommen frei; er ist nicht genöthigt zu tadeln, es wird ihm aber auch kein sanfter Zwang angethan zu loben; er hat das Glück, der wirkliche Vater nicht der Pfllege- oder nominelle Vater seiner Sünden zu sein. Zu diesen gehört — da die Nähe der Osterwoche bußfertige Bekenntnisse rechtfertigt — daß er sich von Ansichten und Eindrücken, die von Kind-

heit an ihm anheften, nicht völlig los machen kann. So ist er Aristokrat. Ein Mann mit sehr viel Eigen- und sehr wenig Wahrheitsliebe hätte hier leichtes Spiel, diese nicht sehr angenehme Selbstbetrachtung völlig wegfällen zu lassen. Heutzutage, wo man Alles, was man ist oder vorstellt, aus Grundsatz ist, würde sich's von selbst verstehen, daß der Autor auch aus Grundsatz Aristokrat oder Royalist ist. Dem ist aber nicht so. Der Schreiber dieses ist in einer Gesellschaftsschicht aufgewachsen, in einem Lande, unter Verhältnissen, die ihn zum Royalisten und Aristokraten machten, wie man Katholik oder Protestant wird, je nach dem Bekenntnisse Derer, die die Wiege des neuen Weltgängers umstehen. Später sieht man sich die Gabe näher an, die man bekommen, und wer es ehrlich mit sich meint, macht sich entweder selbst mit großer Freude noch einmal mit der Gabe ein Geschenk, oder er findet Veranlassung, sie mit höflichem Danke zurückzugeben und sich etwas Anderes auszubitten. So ist's heutzutage mit der politischen und socialen Stellung. Daß politi-

sche Glaubensbekenntniß ist eine Art Religion geworden. Wie glücklich Die, die ihre ange-taufte Aristokratie mit Stolz und Freude betrachten können und sie sich selbständig und mit allem Gepränge eines Wiedertäufers, der als vierzigjähriges Taufkind vor seinem Taufbecken steht und seine eigene Aufnahmerede hält, zum Geschenk machen können! Wie glücklich, sage ich, sind Die! Das sind die wahren, echten, alten Ritter, wenn sie meinetwegen auch die armen Ritter sind. Ein solcher altadeliger Wiedertäufer ist aber heutzutage eine große Seltenheit! Eine solche alte männliche Jeanne d'Arc, die unentweihet in jungfräulichen Händen die Driflamme trägt, ist eine Kostbarkeit so unerhörter Art in unserm Jahrhundert, daß man die Exemplare mit der Diogeneslaterne suchen muß. Das, was wir heutzutage Aristokratie nennen, ist von der alten siegesgewissen, siegesfesten, siegesbewußten Aristokratie so weit verschieden, als eine elegante Hofuniform von dem Hirschleder-Koller des alten Götz. Man frage nicht, warum Das so gekommen ist; die Antwort steht in hundert

Büchern, und deutlicher als in den Büchern in hunderttausend Herzen, die noch jetzt unterm Wappenrocke schlagen. Dennoch tauft man noch auf das alte Bekenntniß hin. Es werden uns in der Taufformel allerlei schöne Dinge versprochen und zugesagt, die alte Kirche nimmt uns schmeichelnd in ihren Schoos, wir sind geborene Herren, Niemand's Diener — überall die Ersten! Das klingt köstlich — aber an allem Dem kein Wort Wahres. Wir sind nicht mehr die geborenen Herren, sondern wenn es uns gelingt, Herren zu werden, so haben wir uns zuvor mit aller Welt herumgeschlagen; wir sind nicht mehr Niemand's Diener, sondern wir sind die Diener unserer Diener, und endlich sind wir nirgends und niemals die Ersten, außer es wäre uns die Kraft oder die Gewandtheit gegeben uns vorzudrängen. Mit diesem Taufversprechen und der spätern Bewahrheitung ist es nur eine so üble Sache, daß viele Geister irre werden und viele Herzen fast im Tode brechen. Sie wollen und wollen nicht glauben, daß es mit dem alten Bunde und den Verspre-

chungen nichts sei; sie liegen krank an den Widersprüchen, und wenn sie nicht sehr feste Naturen sind, so gehen sie hoffnungslos unter. Andere wissen sich anders zu helfen. Sie geben rasch entschlossen die Gabe mit Dank zurück, und bitten sich etwas Anderes aus. Wieder Andere machen sonderbare Sprünge, wodurch ein Tanz zu Stande kommt, der ein Gemisch ist von dem alten graziösen und steifen Menuet, und dem liederlichen Cancan. Auf diese Weise haben wir die liberalen Aristokraten vor 1848 tanzen sehen; wieder Andere, und gerade jetzt die größte Zahl, macht die größten Anstrengungen völlig wieder turnierfähig zu werden und den alten Hermelin, von jedem Stäubchen gesäubert, um die Schultern zu schlagen. Auf welche Seite hat sich unser Autor geschlagen? Nur heraus mit dem Bekenntniß! — Die Tugend des Adels, die einzige Farbe, die wie das brennende Roth nie aus dem Wappen schwindet, selbst wenn es noch so morsch und durch die Zeit verfinstert worden, ist die Furchtlosigkeit. An dieser Eigenschaft werden sich die Ritter aller Zeiten,

aller Jahrhunderte erkennen! Und somit hat der Autor auch etwas von dieser Gabe, und er bekennt furchtlos, daß er bisher ebenfalls — unzufrieden mit dem alten Bekenntniß, und ungewiß wo das Neuere und Bessere läge — zu jenen Menuet=Cancan=Tänzern gehört habe. Es hatte soviel Reiz, mit den liberalen Ideen zu spielen, sich für Zustände begeistert zu zeigen, die man aus der Ferne betrachtet, wie jene reisende Fürstin die gemalten Dörfer und Städte, die die Ebene malerisch belebten. Als aber die Zeit kam, die den Weizen von der Spreu sonderte, glaubte der Autor unmaßgeblich zum Weizen zu gehören. Die ganze Fülle und Würde der Taufverheißungen kam über ihn, wie über viele Andere, und er schrieb in Erbitterung und Grimm, aber völlig furchtlos — für den Royalismus und für die Aristokratie. Er war bis in die Fingerspitzen hinein Wuth und Erbitterung! Wenn er für eine Zeile, die er schrieb, hätte auf die Galeere kommen sollen, er hätte nicht einen Augenblick

gezögert sie zu schreiben. Unbekannt, was es heißt, auf Antrag Anderer oder auf Wunsch von Freunden zu schreiben, war er gewohnt, nur immer dann der Feder sich zu bemächtigen, wenn irgendwie etwas ihm im Sinn oder auf dem Herzen lag; wie hätte er es jetzt nicht thun sollen? Niemand hat es ihm später gedankt; er dankt sich's selbst nicht. Sein aufrichtiger Wunsch ist, jene Bücher nicht geschrieben zu haben. Diejenigen, die zu seiner Partei gehören, sind in Deutschland wenig bekümmert um Das, was für ihre Interessen durch die Feder gewirkt wird, so dankbar sie sind für Das, was das Bayonnet ihnen einbringt. In Frankreich und in England ist es anders. Unsere Partei wird immer bereit sein, wenn die Gefahr vorüber ist, Denjenigen zu verhöhnen, der damals für sie wirkte. Es ist nur gut, wenn diese Art zu belohnen bei Denen angewendet wird, die, wie der Verfasser dieser Blätter, so wenig einer lohnenden Anerkennung benöthigt sind, als sie eine solche erwartet haben.

Seitdem ist Manches anders geworden; und der Autor beansprucht durchaus nicht mehr seine hochmüthige Stellung als Weizen einzunehmen, seitdem er gesehen, daß Vieles, was er als Unkraut betrachtet, kein Unkraut ist.

Damit genug. Wir schreiben über den Carnaval; vergessen wir das nicht.

Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen.

Ein Gespräch einer ältern mit einer jüngern Dame.

Vor dreißig Jahren zurück gab es wenig Gesellschaften, aber viel Geselligkeit, heutzutage haben wir eine große Anzahl Gesellschaften, Soiréen, Assembléen, Matinée's dansantes, Rounts u. s. w., aber sehr wenig, fast gar keine Geselligkeit. Zum Begriffe „Geselligkeit“ gehört, wie wir Alle wissen, ein wirklich frohes Zusammenkommen, voll heiterer und fesselnder Annehmlichkeiten. Wo fänden wir das heutzutage; dagegen haben wir „Gesellschaften“, das sind Versammlungen, zu denen Einladungen umhergehen, und zu denen man sich einfindet, nicht weil man gegenseitig gerne die Zeit miteinander zubringen möchte, o nein, man möchte viel lieber Einer von dem Andern nichts wissen, sondern weil die Stellung im Leben und in den Geschäften es erfordert, daß diese und jene Per-

sonen mit diesen und jenen Personen, auf eine oder zwei Stunden, zwangsweise miteinander verkehren. Diese Zusammenkünfte werden dann benutzt, um alte Schulden abzutragen, nämlich, um eine Anzahl Impertinenzen an den Mann zu bringen, die man nicht durch die Zeitungen oder sonst wie hat los werden können. Man übt sich in der Kunst, Diesen oder Jenen nicht zu sehen, obgleich er Nase an Nase mit uns sich befindet, und in der Kunst den Rücken zu drehen; kurz, es entsteht bei diesen Zwangsfesten eine neue Art Gymnastik, die sich übt Stellungen zu erfinden, die man zum Theil den Künstlern dieser Art von der Gasse her entlehnt, um auf jede Weise zu kränken und zu beleidigen, im gelindesten Falle um seine völlige Indifferenz an Dem, was man sieht, und was Einen umgibt, an den Tag zu legen. Von dieser negativen Brutalität der Sitten ist nur ein Schritt zu der positiven, das heißt gut deutsch gesprochen, zur Rauferei, und diesen Schritt sehen wir auf jenem Balle in Paris bereits gethan, wie uns die Zeitungen melden.

Welch ein beklagenswerther Zustand der Gesellschaft!

Daß die Menschen sich einander lieben sollen, mit der alten christlichen oder der modernen socialistischen Liebe, daß sie zusammenkommen sollen, aus reiner Freude einander zu sehen, daß sie wirklich und in der That Freude empfinden sollen, wenn Einer aus dem Kreise erhöht oder besonders vom Schicksal begünstigt wird — das ist nicht zu verlangen. Geheimer Neid, geheimer Haß, geheime Gleichgültigkeit werden immer in dem Complex gepuzter Thoren und Weisen herrschen, den wir in den Salons aller Zeiten zusammenfinden — aber er wird geheimer sein, nicht offener, nicht cynischer, nicht völlig uncivilisirter, wie wir ihn heutzutage sehen. Darin liegt der Unterschied.

Sehr viele Leute wissen es auch aus Erfahrung, Jüngere können es lesen, wie amüsant früher die Zusammenkünfte waren. Welch ein ewiges Scherzen und Fröhlichsein! Wie nahm der harmlose, gutmüthige Spaß kein Ende. Man kam in kleinen Räumen zusammen, man

saß auf ungepolsterten Stühlen, man aß keine Leckerbissen, aber man war — froh! Wer hat nicht von seinem Onkel, oder der Tante, die goldene Zeit der Pfänderspiele schildern gehört, wer nicht die Ecossaisen und Quadrillen tanzen sehen, bei denen die Frackschöße flogen und die Schleppen der Damen im Staube wirbelten. Wie ging's da lustig her. Wie lebte man und ließ leben. Die alten Herren, wie unerschöpflich waren sie im Anekdotenerzählen, die jungen Herren, wie unermüdet waren sie in Artigkeiten gegen die Damen, und die Damen endlich, wie gefühlvoll waren sie, wie hatte Jede ihren Roman mit dem sechszehnten Jahre schon gespielt, wenn auch noch nicht geschrieben! Denn es war die Zeit der Caroline Pichlers der Amalie Imhofs, der Caroline la Motte-Fouqués und zahlloser Aenderer, die da schrieben und liebten, und liebten und schrieben, und dann nochmals liebten und schrieben, bis dann endlich der Tod hier Amalien, dort Carolinen die Feder aus der Hand nahm. Laßt uns einmal einen Blick auf das Leben unserer Mütter hef-

ten. Welch eine Masse kleiner amüsanter Heimlichkeiten! Es fiel irgendwo ein kleines loses Gedicht zwischen parfümirte Spizen. Wer hatte es geschrieben? Niemand wußte es. Das kleine Briefchen bildete den Streitpunkt in nicht einem, nein in zehn improvisirten Liebeshöfen, wo es vorgelesen, kritisirt, glossirt, und — geviertheilt wurde, denn nicht selten fanden sich vier Bewerberinnen zugleich, die auf das Document Ansprüche erhoben. Worauf gründeten sich diese Ansprüche? Man muß gewissenhaft zu Werke gehen. Das Zettelchen spricht von lichtbraunen Augen, die einen goldigen Schimmer ausstrahlen. Gut; wer hat braune Augen? Hat Clara welche? Ja, aber man will in ihren braunen Augen eine kleine Beimischung finden von — Grün. Hat Flora welche? Ja, aber es sind kleine lichtbraune. Aber Theudelinde? Zettchen? — ja doch — aber keine Spur von Goldschimmer! Aber doch, man will einen kleinen Schimmer entdeckt haben. Wer? Jetzt nehmen die Sticheleien ihren Anfang. Das Gedichtchen bringt andere Gedichtchen hervor. Unterdessen

irren eine Menge Herren bei später Stunde in den Straßen umher mit Hausthürschlüsseln, die nicht zu ihren eigenen Hausthüren passen. Guitarren werden gestimmt, und die Stunde von Elf bis Zwölf wird in der Residenz eine sehr unruhige.

Die vornehme Brüderie zuckt die Achsel mit-leidsvoll über dieses Leben; aber die Jugend, ich bin's überzeugt, die Jugend, die man jetzt zwingt bei Humboldt's „Kosmos“ zu gähnen, die Jugend seufzt heimlich diesem entschwundenen Para-diese nach.

Ich will — um zu zeigen, daß meine Au-sicht über die heutige Geselligkeit nicht so sehr vereinzelt dasteht — ein Gespräch hersehen, das ich gerade so wie es hier steht, zwischen einer ältern und einer jüngern Dame führen hörte. Beide waren überzeugt, daß ihre Unterredung keinen Zeugen hatte. Die ältere Dame war be-kannt wegen der Feinheit ihres Geistes, aber auch wegen der Schärfe ihres Urtheils; zu-gleich genoß sie eines in jeder Beziehung unta-delhaften Rufes. Sie war eine Dame, die den

höhern Ständen angehörte, und früher ein Haus gemacht hatte, das zu den besuchtesten und beliebtesten der Hauptstadt gezählt wurde. Jetzt hatte sie sich zurückgezogen, und man sah sie selten, und nur dann, wenn sie ihre zwei Nichten in die Salons führte. Es konnte Jedermann der alten Dame ansehen, daß sie einst sehr schön gewesen war; sie hatte noch Züge von Lieblichkeit und lächelnder Grazie aufzuweisen, die gleichsam Sonnenstrahlen über die alternden Formen ausgossen. In ihren Augen tauchte manchmal eine unnachahmliche Schalkheit auf, eine Schalkheit, die einen solchen Reiz auf den Zuhörer ausübte, daß er in dem Augenblick nicht beachtete, wie die Zunge eben eine kleine Bosheit über die Lippen gleiten ließ. Diese köstliche alte Dame war das Juwel in dem Schatzkästchen der Unterhaltung bei kleinen Zusammenkünften nach alter Mode. Es gehörte aber dazu, daß sie „Freunde“ um sich sah; für Fremde, namentlich für eine gewisse modische Gattung uncivilisirter Ungethüme, gab diese Sanitätsquelle der Laune keinen Tropfen her.

Es hatte sich wie gewöhnlich eine lange Reihe von Müttern und Tanten gebildet, die nach und nach in Vergessenheit gerathen, hier und da von einem Florshawl einer vorüberwirbelnden Tänzerin überschattet, allmählig in einen sanften Schlummer gefallen waren, der, wie der Schlaf der Gerechten, von keiner Unbill des Lebens mehr angefochten wurde. So schlummerten diese Glücklichen dem Souper entgegen. Ich hatte diese Leidträgerinnen im Dienste der Welt lange beobachtet und den Zeitpunkt bemerkt, wo eine jede dieser stolzen Pyramiden von Sammet, Spitzen und Blumen in sich zusammen stürzte und ihr Haupt in den Niederungen barg. Eine Dame jedoch saß abge sondert von dieser Sicherheitscohorde, und schien sich die Anwandlungen des Schlummers dadurch zu vertreiben, daß sie sich von den lose her umtreibenden Schmetterlingen dieser verjährtten Flora bald diesen, bald jenen alten Nachtfalter heranwinkte. Für einen Augenblick saß auch sie unbeschäftigt da, doch es dauerte nicht lange, so gesellte sich eine junge blühende, in ihrem ge-

schmackvollen Puz besonders anziehend aussehende Dame zu ihr, der man es nicht ansah, daß sie bereits Mutter erwachsener Söhne war, von denen der Eine sich in dem Tanzsaal befand, jedoch ohne zu tanzen.

Die Jüngere. Ah, meine theuere Gräfin, sieht man Sie endlich einmal wieder! In der That Sie haben eine lange Pause gemacht. Ist es erlaubt den Platz neben Ihnen einzunehmen?

Die Aeltere. Kommen Sie, vertreiben Sie mir etwas die Zeit. Ich habe meinen Wagen erst in einer Stunde bestellt, und muß wohl oder übel auf dem Posten ausharren.

Die Jüngere. In einer Stunde! Das ist zu spät. Der Ball wird sicherlich in einer halben Stunde bereits sein Ende erreicht haben.

Die Aeltere. Wie? ohne Souper?

Die Jüngere. Man geht an die Büffets.

Die Aeltere. Ach was! In meinem Alter geht man nicht, sondern man sitzt und läßt sich serviren. Was ist das für eine abgeschmackte Neuerung, daß man gleichsam wie das Thier auf dem Felde an die Krippe getrieben wird,

und sich sein mageres Butterbrötchen durch das Gedränge der Degen, Fächer und Reifröcke erkämpfen muß. Zu meiner Zeit ließ man sich zu Tische führen, und blieb daran wenigstens eine Stunde sitzen. Alsdann hatte man Kräfte gesammelt, dem Tanz der Jugend noch bis an die Morgenstunden zuzusehen.

Die Jüngere. Das ist jetzt Alles anders. Wer wird bis zum Morgen tanzen? Das wäre gegen alle Regeln der Gesundheit.

Die Ältere. Mein Kind, man ist nie gesünder als wenn man froh ist. Das zimperliche Wesen und die ewige Kränklichkeit heutzutage kommt auch davon, weil man nicht mehr sich des Lebens zu freuen versteht. So wie Sie mich da sitzen sehen, meine Liebe, habe ich auf allen Bällen meinen Mann gestanden, und verließ nie den Saal vor dem Kehraus; oft tanzte ich noch sogar den „Großvater“ mit. Und dem Himmel sei Dank, ich zähle bald achtzig Jahre, und man hat mich nie klagen hören.

Die Jüngere (zerstreut). Ja, ja, so geht's!

Die Ältere. Was ist Ihnen? Welchen

Gegenstand verfolgen Sie so angelegentlich mit Ihrer Lorgnette. Naht sich uns vielleicht ein Courmacher?

Die Jüngere (sehr ernst). Nein; dergleichen kenne ich nicht. Der Gegenstand meiner Neugierde ist mein Sohn Constantin. Es kam mir eben vor als näherte er sich einer Dame, um sie zum Tanze aufzufordern.

Die Aeltere. Was ist daran so Auffälliges?

Die Jüngere. O wenn Sie Constantin kennen!

Die Aeltere. Ich habe nicht die Ehre; aber was wird er anderes sein, als andere junge Leute!

Die Jüngere. Er haßt den Tanz. Ich habe die größte Mühe gehabt, ihn überhaupt zum Erscheinen in einem Ballsaal zu bewegen.

Die Aeltere. So hätten Sie ihn zu Hause lassen sollen. Kranke Leute soll man nicht auffordern auszugehen.

Die Jüngere. Krank? Er ist nicht krank? Er ist die Gesundheit selbst. Aber sein Charak-

ter ist so ernst, daß er es unter seiner Würde findet, sich dem leeren Treiben, wie er's nennt, hinzugeben. Viel lieber säße er mit seinen Freunden zusammen und politisirte.

Die Aeltere. Ach — das nenne ich krank. Achtzehn Jahre alt sein, und statt hübsche Mädchen, Musik, Lichter, frohe Gelage aufzusuchen, sich um Dinge bekümmern, die Einen fürs Erste nichts angehen — das nenne ich krank. Das nehmen Sie mir nicht übel. Zu meiner Zeit hätte man das sogar verrückt genannt. Sie müssen Ihren kleinen Hypochonder von Zeit zu Zeit etwas an die frische Luft setzen, vielleicht hilft das.

Die Jüngere (seufzt und sieht weg).

Die Aeltere (den Blick in das Nebenzimmer richtend). Bemerken Sie, Liebe, wie sich die zwei jungen Flegel dort betragen; ich betrachte sie schon seit einem Viertelstündchen und ärgere mich an ihnen. Wozu sie eigentlich hierher gekommen, begreife ich nicht, denn abgesehen davon, daß manches junge Mädchen unaufgefordert da sitzt und auf einen Tänzer wartet, scheinen sie

auch in anderer Beziehung nicht zu ahnen, weshalb man sie eingeladen hat. Ist das ein Betragen! Der Eine sitzt auf dem Sopha, während eine Dame vor ihm steht, der Andere wälzt sich auf dem Stuhle in einer Weise, wie ich es selbst in meinem Bedientenzimmer nicht sehen würde, wenn ich unerwartet hineinträte. Am widerwärtigsten ist mir jedoch jener junge Mann mit dem eingeklemmten Glase, das seinem magern härtigen, häßlichen Gesichte vollends einen affenähnlichen Ausdruck gibt, der sich mit zwei Damen unterhält. Er ist zugleich kalt, frech und ungenirt. Ich bedaure die armen Damen, die sich in dieser Form den Hof machen lassen; ich meinestheils würde dem Patron hübsch den Rücken drehen. Ist das die Art mit jungen Damen aus der Gesellschaft zu sprechen. Aber freilich, wo lernen die jungen Männer heutzutage das Courmachen.

Die Jüngere. Du lieber Himmel, müssen sie denn das lernen?

Die Ältere. Ja, mein Kind, das müssen sie. Es ist dies eine Kunst, die vollkommen

erlernt werden muß. Zum Courmachen gehört, daß ein junger Mann sich um die Gunst einer Dame bewerbe.

Die Jüngere. Ach — Sie meinen um die Hand der Dame anhalten.

Die Ältere. Nein, das meine ich nicht. Von einer beabsichtigten Ehe ist hier gar nicht die Rede.

Die Jüngere. Alsdann finde ich es unmoralisch. Unsere jetzigen jungen Herren denken zu ernst und zu sittlich über diesen Punkt, um irgend einer Frivolität, wie sie früher wol geherrscht haben mag, Raum zu geben.

Die Ältere. Das ist zum Lachen. Aus Sittlichkeitsgründen glauben Sie, theuere Freundin, daß jene Flegel dort sich von den jungen Damen fern halten? Nein — nein! da hab' ich auch ein Bißchen Kenntniß von dem heutigen jungen Männergeschlecht. Sie sind zu bequem und verstehen es auch nicht mehr, anständigen Frauen zu gefallen. Eine Eroberung, die mit der Cigarre im Munde und im Schlafrocke gemacht werden kann, dazu geben sie sich allenfalls her,

und eine Beute, die ihnen aufs Zimmer kommt, nehmen sie allergnädigst in Empfang; weiter gehen ihre Anstrengungen nicht.

Die Jüngere. Es wäre traurig, wenn es so wäre.

Die Aeltere. Es ist so. Darum sprechen sie mir nicht von Sittlichkeit; die heutige junge Männerwelt ist sittenlos, und roh zugleich, während die frühere — ich gebe es zu, auch nicht eben sittenrein, aber dabei anständsvoll, gebildet und liebenswerth war.

Die Jüngere. Ich glaube, die Männer haben nie viel getaugt; besonders die jungen.

Die Aeltere. Ach — und sie gewähren uns doch hier und da so unendliches Vergnügen — diese Schändlichen! (Dieses sprach die Matrone mit einem Ausdruck, der zwischen Schalkhaftigkeit und zärtlicher Schwärmerei die Mitte hielt, und sie unbeschreiblich reizend kleidete. Sie wurde in diesem Augenblicke wieder achtzehn Jahre alt).

Die Jüngere. Was ist zu thun, als sie zu nehmen wie sie sind.

Die Aeltere. Nein, wir müssen ernstlich

daran gehen, sie zu erziehen. Für jetzt sind sie ganz und gar verwildert. Sie werden nicht wollen, aber sie werden müssen. Zuerst wird es an dem noch grünen Holze probirt. Wir Frauen, und besonders wir Mütter müssen zusammenhalten. Zuvörderst muß ein erbitterter Krieg allen Tabagien, Clubs, Kaffeehäusern erklärt werden, wo die jungen Männer sich von uns absondern, und unter Hunden, Pferden und leichtfertigen Dirnen vegetiren. Keine Mutter darf es ihrem Sohne, keine Geliebte es ihrem Bräutigam gestatten, sich dort anzusiedeln. Also bald würden sich diejenigen Männer, die ihren Ruhm darin suchen, der gebildeten und anständigen zu Welt trogen, sich vereinsamt finden, und soweit ich das eitle und hochmüthige Geschlecht kenne, würde es nicht lange dulden, sich gleichsam im Bann zu sehen. Haben wir aber unsere Flüchtlinge erst wieder in unserm Reich, das heißt wieder im Salon, so gehen wir nun vollends an ihre Erziehung. Wir zeigen ihnen, daß eine geistreiche und schöne Frau unendlich viel Mittel hat, einen Mann zu fesseln,

und daß in einem mehr oder weniger intimen Umgange mit einer solchen Frau Genüsse erworben werden können, die alle Freuden eines ungebundenen und wilden Lebens überwiegen. Aus dieser Schule, zeigen wir unsern Schülern, sind die größten Staatsmänner, die tapfersten Helden, die feinsten Gelehrten hervorgegangen. Aber freilich die Courmacherei muß als Kunst betrieben werden.

Die Jüngere. Dies Gespräch ist wirklich amüſant. Was verstehen Sie unter dieser Behauptung?

Die Ältere. Daß eine Kunst erlernt sein will. Nichts ist übler als ein gewisser Dilettantismus in der Kunst zu gefallen, und ganz schlimm sind die sogenannten Naturalisten, sie fallen gleich mit einer wahren, offenherzigen Neigung ins Haus, und Niemand will die, wo es nur darauf ankommt, zwei oder drei Stunden eines Abends angenehm hinzubringen.

Die Jüngere. Also die Courmacherei wäre nie Herzenssache?

Die Ältere. Gewiß nicht. Wo das Herz

sich einmischt, da hört die Kunst auf. Es soll aber Kunst bleiben. Die Courmacherei ist eine Kunst den Frauen zu gefallen. Es müssen demnach vom jungen Manne alle die Mittel und Wege erlernt werden, die dahin führen sich den Frauen angenehm, unentbehrlich zu machen. Aus sich selbst gelangt Niemand dahin, oder er fällt auf die unrichten, falschen Mittel und Wege. Um zu wissen, was den Frauen gefällt, muß man die Frauen studiren, man muß ihre guten, wie ihre schlimmen Eigenschaften — wenigstens oberflächlich kennen. Dieses Studium ist nicht so schwer wie es scheint. Wir Frauen — aus Eitelkeit und Selbstgenügen — geben Dem, der sich angelegentlich mit uns beschäftigt — zahllose Blößen, die einen raschen Einblick in unser Inneres gestatten, auch sogar Dem, dessen Sache eben der Scharfsinn und die Beobachtungsgabe nicht sind. Hier ist nun das ganze Geheimniß. Die Kunst der Courmacherei soll uns lehren, die Geschlechter in dem Umkreiß der gebildeten Geselligkeit wieder zusammen zu führen, und zwar durch das Mittel,

daß sie wieder anfangen sich gegenseitig miteinander zu beschäftigen. Ein junger Mann, dem es gelungen ist mit einer edlen Frauennatur zu intimistren, ist auf seine Lebenszeit dem rohen und verwilderten Leben entrückt.

Die Jüngere. Ich fange an zu begreifen, theure Gräfin, daß Sie Recht haben können. Wir leben in einem trostlosen Zustande der Gesellschaft. Bemerken Sie dort die junge Baronin! Sie ist schön, sie ist geistvoll, sie ist von guter Familie — aber glauben Sie, daß sich auch nur Einer unserer jungen Männer ihr während des ganzen Abends genähert hat?

Die Ältere. Weil sie jene Sorte frecher und nonchalanter Annäherung, von der ich vorhin ein Beispiel zeigte, nicht duldet; und sie hat ganz Recht.

Die Jüngere. Alsdann bleibt sie eben unbeachtet.

Die Ältere. Sei es. Lieber unbeachtet bleiben als sich etwas vergeben, indem man nachlässig hingeworfene Artigkeiten schnell und dankbar aufliest. Einige Unglückliche unsers Geschlechts

gehen noch weiter; um nur nicht verlassen zu erscheinen, laufen sie diesen rohen Stalljungen nach und reizen sie dadurch zu noch gehässigerm Uebermuth. Auch davon hab' ich Beispiele beobachtet.

Die Jüngere. Unsere jungen Damen sind in einer üblen Lage. Wenn sie nicht frech oder roh wollen behandelt sein, so sind sie auf ihr eigenes Geschlecht angewiesen und deshalb sehen wir bei jeder Gesellschaft Das, was einen Rock trägt, sich sogleich scheiden von Dem, was einen Frack anhat. Und so bleiben die Gruppen für den ganzen Abend getrennt.

Die Aeltere. Wir wollen nur auch gerecht sein, meine Liebe. Wir sind jetzt unter uns. Unsere jungen Frauen und Mädchen tragen auch in Etwas die Schuld. Sie sind zu abweisend, zu kühl und erschweren auch dem besser Gesinnten und Erzogenen unter den Männern jede Annäherung. Auch von den Frauen muß ein Schritt entgegen gethan werden, aber freilich jetzt noch nicht. Zuerst müssen wir die Männer völlig gedemüthigt zu unsern Füßen

sehen. Alsdann werden wir unser Betragen auch zu ändern haben.

Die Jüngere. In der That?

Die Aeltere. Ganz ohne Zweifel. Fürs Erste jetzt keine Art von Entgegenkommen. Wir sind in unserm guten Rechte; die Männer müssen uns aufsuchen — aber wenn sie wieder anfangen es zu thun — so müssen wir uns auch finden lassen. Es gibt eine Weise die Tugend zu üben, die die Verehrer der wahren echten Tugend meilenweit von uns zurückschreckt. Die *Dragons de Vertu* sind in unsern Tagen so recht an der Tagesordnung: Frauen, die jedes heitere Wort, jeder anmuthige und belebte Scherz beleidigt und in eine tugendhafte Entrüstung versetzt, die in jeder etwas freien Anspielung ein Attentat auf ihre Würde sehen — diese unglückseligen Geschöpfe sind recht eigentlich Schuld daran, wenn das Männergeschlecht einen nicht zu bezwingenden Abscheu faßt gegen den Verkehr mit diesen „anständigen“ Frauen. Und in der That, es gibt kein demüthigenderes Bewußtsein für uns Frauen, als unsere Würde in der Ein-

haltung solcher Polizeibarricade zu sehen. Eine Frau, die die Tugend als Tugend, nicht bloß als Prämie, die die öffentliche Meinung austheilt, verehrt, die die Sittenreinheit im Herzen, nicht als Toilettengegenstand auf der Toilette hat, kann unendlich viel Dinge sagen und thun, ohne daß ihr dies im mindesten Eintrag thun wird in dem Urtheil der gebildeten Männer und edlen Frauen. Aber hiervon haben unsere jetzigen jungen Frauen auch nicht die leiseste Ahnung. Eine Frau muß ebenso die Männer studiren, wie der Mann die Frauen, und die gewöhnliche Anzahl unserer Herrn Gebietiger macht uns auch ihrerseits das Studium sehr leicht. Eine liebenswürdige Frau von Welt, wenigstens eine solche wie man sie zu meiner Zeit sah, hat nun nichts Eifrigeres zu thun als einem Manne und nicht einem, sondern auch mehreren Männern, auf eine feine Weise zu schmeicheln, das heißt sich ihrer Liebhabereien, Geistesmarotten und Schwächen zu bemächtigen, um sie auf diese Weise an ihren Triumphwagen zu spannen.

Mit einem Worte, wir Frauen müssen dienen um zu herrschen.

Die Jüngere. Aber geht dabei nicht die eigentliche Wahrheit verloren?

Die Ältere. Mit der eigentlichen Wahrheit ist nichts anzufangen, das sehen wir jetzt. Es kommt keine Geselligkeit in der Welt zu Stande, ohne daß gegenseitig Opfer gebracht werden. Unsere jetzige junge Welt will aber ihren Egoismus, ihre Bequemlichkeitsliebe, ihre Roheit nicht opfern, und nennt es wahr sein, wenn sie nichts weiter ist als ungezogen. Unser ganzes geselliges Umgangssystem beruht auf jener „feinen Heuchelei“, die wir die gute Sitte nennen. Sie ersetzt Das was die natürliche, angeborene Güte eigentlich thun soll; denn, wenn wir wirklich die Menschen liebten und in der That uns aus gutem Herzen angelegen sein ließen, ihnen angenehme und vergnügte Stunden zu verschaffen, so bedürfte es gar nicht einer „Kunst“ der Geselligkeit. Da aber bekanntermaßen jene natürliche Güte, die Höflichkeit des Herzens unter tausend Fällen nur einmal ge-

funden und in Anwendung gebracht wird, so muß die „Kunst“ ersehen und deshalb ist es ein unerläßliches Gebot für jede Geselligkeit, Das zu verbergen, was man empfindet, wenn es zeigen einen mißfälligen Eindruck hervorbringen könnte, und Das zu zeigen, was wir nicht empfinden, wenn wir durch diese vorgelegte Maske das Vergnügen und Wohlbefinden der Menschen, mit denen wir in Gesellschaft verkehren, hervorzurufen. — —

Ich will den Schluß dieses Gesprächs nicht weiter berühren; er enthielt einige hergebrachte Phrasen, mit denen die Damen voneinander schieden. Ich kann es aber nicht leugnen, daß das Bild der ältern Dame mir weit länger im Gedächtniß blieb als das der jüngern; obgleich diese hübsch, elegant, nach der herrschenden Mode und Jene nahe an achtzig Jahre und völlig aus der Mode gekommen war.

Der Hof und die Gesellschaft.

Als ich den Hof zum letztenmale sah, war dies kurz vor den Ereignissen des Jahres 1848 und es herrschte daselbst jener Luxus und jene Prachtliebe, die, wie man allgemein behauptet, die Geschmacksrichtung Friedrich Wilhelm's IV. bezeichnen. Sicherlich hat der preussische Hof, seit den Tagen des ersten Königs und Friedrich Wilhelm's II. keine prachtvollere Feste gesehen, als die waren, welche man in der eben bezeichneten Zeit sah; denn die unruhige, durch ewige Kriege unterbrochene Hofhaltung Friedrich des Großen, alsdann die sparsame und einfache des dritten Friedrich Wilhelm hatten der Hauptstadt keine Gelegenheit gegeben den Lüste und den Strahlenglanz, den der preussische Adler von sich zu werfen im Stande ist, wenn er die ganze Majestät seiner Erscheinung kund gibt, zu be-

wundern. Friedrich Wilhelm IV. rief zuerst wieder den Gott des Reichthums an seinen Thron und gab ihm Gelegenheit die Räume einer Königswohnung zu vergolden, die lange Zeit dieses blendenden Schimmers entbehrt hatten. Zwei bis drei Maskenbälle sind mir erinnerlich, wo glänzende und kostbare Costüme mit einem gewählten Geschmack wetteiferten. Der Adel der Provinzen sendete seine Söhne an den Hof, um sie die goldene Toga der Imperatoren, das Tigerfell barbarischer Häuptlinge oder die Goldrüstung der Helden von Jerusalem anlegen zu lassen. Man sah die ehrwürdige Gestalt Dante's und Petrarca's an dem Ufer der Spree erscheinen, um ihre Lorbeerkränze in den Hallen eines der Abkömmlinge jener deutschen Fürsten zu zeigen, die über die Alpen zogen, um die Myrthenhaine des Arno, die sieben Hügel der göttlichen Stadt mit ihren Barbarenhorden zu überziehen. Man erblickte den Zauberer Merlin, der aus seinem Grabe im Ardenner Walde kam, um gefällig die Stanzas eines langen, erklärenden Gedichts herzusagen, das sich zur Aufgabe gestellt hatte

die Befreiung Jerusalems in sieben Bildern von der Hand des Meisters Cornelius geschaffen, herzusagen. Aber schon damals war die Fröhlichkeit und gute Laune keine echte. Die Geselligkeit hatte ihren Zauber verloren; die Pracht ließ kalt, man ging auseinander und Jedermann gestand sich, daß er nicht froh, nicht befriedigt gewesen. Es lag ein Miasma in der Luft. Man erzählte sich, „damals“ sei man froh gewesen; dieses Damals datirte sich bei Einigen um fünf, bei Andern um zehn und zwanzig Jahre zurück. Allein die Pracht war etwas Positives. Den Glanz der Lichter, der Atlas- und Sammetroben, der kostbaren Uniformen und Decorationen konnte man sich nicht weglegen, und obgleich man geheim zu Hause nachrechnete, was diese Pracht kostete — denn der Adel ist nicht reich in Preußen —, so war man doch fürs Erste zufrieden, daß diese Pracht da war, und daß sie imponirte. Man sah durch diese prunkenden Säle, durch diese gedrängte Menge in Gold- und Silberstoffen, durch diese blendenden Masken den König eilen, in dem einfachen

schwarzen Spitzenmantel, mit der nie fehlenden Lorgnette vor dem Auge, freundlich grüßend, heiter sprechend und man fühlte sich doppelt beruhigt, denn man nahm an, daß auch er an diesem Lichterglanz, an diesem Farben- und Gewänderschimmer seine Freude habe.

Jetzt sind drei düstere Jahre vorübergegangen; das Rauschen der Flügel dieser abwärts ziehenden dämonischen Gestalten hört man noch in den Lüften. Von neuem erstehen die Höfe und von neuem gibt es Hoffeste. Ich habe in Wien, im vergangenen Jahre die ersten neuen glänzenden Feste gesehen, ich sah sie in diesem Jahre zum erstenmale wieder in Berlin. Welche Beobachtungen lassen sich beim Anblick dieser wiedergeborenen Lustbarkeiten machen. Zuvörderst diese, daß es — und das wird uns Jedermann gerne glauben — keine eigentlichen Lustbarkeiten waren. Wer möchte wol im Ernste daran denken, jetzt sich belustigen zu wollen! Es wäre eine Grille, so phantastischen Ursprungs, wie nur irgend eine, die einem Märchen aus tausend und Einer Nacht das Dasein gegeben. Das

Einzige was man thun kann ist, auf die paar Stunden, wo man sich gepuzt und lächelnd wieder sieht, deutlich den Willen auszudrücken, daß man vergessen will. In Wien sagte mir eine hochgestellte Person, indem sie auf den Glanz des Festes, auf den wirbelnden Tanz und die schwelgerisch besetzten Tafeln zeigte: „Sie sehen, es ist nichts geschehen! Es ist das alte, heitere Wien!“ Wenn die Wiener Aristokratie mit der ganzen Wucht ihres Glanzes und ihrer Reichthümer sich auf die Schwingungen der Zeit wirft, so kann sie auf Momente allerdings die Dinge völlig in ihre alte Form bringen und jenen Worten Wahrheit verleihen. In Berlin ist dies ein Anderes. Die Partei, die die Restauration zu repräsentiren hat, ist vielleicht an gutem Willen nicht minder bereit, an äußern Mitteln aber lange nicht so ergiebig ausgestattet.

Ueber die Person des Königs ist bereits außerordentlich viel gesagt worden. Da er übrigens viel herumreist, sich oft öffentlich zeigt, so ist Jedem aus eigener Anschauung ein Bild gegeben. Ein Anderes ist's mit dem jungen

Kaiser von Oestreich, von dessen äußerer Erscheinung und Auftreten ich daher dem Leser, besonders dem norddeutschen, eine detaillirte Anschauung geben mußte. Die persönliche Liebenswürdigkeit des Königs, die Grazie seiner Unterhaltungs-gabe, die Milde seines Urtheils und der nicht kaustische, sondern heiter hinspielende Wig seines intimern Gesprächs sind bekannt. Er spricht gern mit Dichtern und Künstlern, dennoch ziehen weder die Literatur noch die Kunst nachhaltige Früchte von diesem fürstlichen Hinneigen zu ihren Sphären. Dieses näher zu erörtern liegt nicht in der Aufgabe dieser Blätter. Sein Geschmack ist zu hingleitend um belebend zu sein; wenn ein Künstler glaubt seinen erhabenen Protector im Mittelalter Posto fassen zu sehen, so ist dieser indessen mehre Jahrhunderte weiter; kommt man hier ihm nah, so zieht er sich gleichsam neckend in das alte Griechenthum zurück. Abwechselnd haben wir ihn die moderne Erscheinung der Mademoiselle Rachel und die altclassische Antigone, die phantastisch-scurrile Mißgeburt, den Gestiefelten Kater und dann wieder ein Stück der

•

Madame Birch-Pfeiffer mit seinem erhabenen Lobe verschwenderisch ausstatten hören. Die lyrischen Dichter vollends wissen nicht wie sie sich zu verhalten haben; nur die Baukunst findet, daß sie so ziemlich dasselbe Costüm beibehalten darf, wenn sie ihre Aufwartung bei Hofe macht. Man sagt, wenn es dem Schicksal gefallen hätte ruhige Decennien aus seiner Urne zu schütten, der König seine Gunst erfolgreich und bleibend den Wissenschaften und den Künsten zugewendet hätte. So wie die Sachen jetzt stehen, muß ein Dichter, ein Autor, ein Künstler von Ruf sich sehr lange bedenken ehe er Berlin zu seinem bleibenden Aufenthalte wählt. Ein Talent versplittert sich hier, ein großer Name wird hier klein, ein Genie läuft sich wund, indem es um tausend scharfe Ecken biegen und in unendlich vielen Beziehungen ohne einigenden Mittelpunkt sich verwickelt sehen muß. Das große, volle, ruhige, belebend gütige Auge, das über Alle wacht, fehlt. Eher möchte man dem modernen Berlin die Fähigkeit zutrauen, Charaktere auszubilden; Talente verkümmern.

Der Hof von Berlin bildet wenn nicht ein glänzenderes, doch ein belebteres und bunteres Gemisch als der Hof von Wien; schon aus dem Grunde, weil hier einer großen Anzahl von Personen der Zutritt gestattet ist, dem er dort versagt wird. Der Wiener Hof gibt demnach ein imposanteres, der Berliner ein interessanteres Gemälde. Der Wiener Hof mit seinem jungen Kaiser, seinen jungen Erzherzögen, seinem blühenden Flor von Schönheiten macht einen ungleich einschmeichelndern Eindruck auf den Beschauer als es der Schauplatz eines Hofes machen kann, wo der Fürst weder die Schönheit der Frauen noch die Jugend der Männer in seine Nähe zu rufen einen Antrieb fühlt. Diese beiden sind jedoch die wahren Lichter der Höfe, sind es immer gewesen, werden es immer bleiben; denn ohne sie geben die fürstlichen Säle nur den Boden her, wo höchst achtbare Anciennetäten nach dem ewig gleichbleibenden Takte langweiliger Ceremonie sich respectvoll herumbewegen. Der König von Preußen ist selbst zu geistvoll, um nicht Lust zu haben seiner

Umgebung einen kleinen Zusatz unhöflichen Elements zu geben, er thut dies, indem er die Träger der Wissenschaft und Kunst an seinen Hof heranzieht. Man sieht daher diese Herren in ihren schwarzen Fracks und weißen Halsbinden erscheinen und sich im Gefolge der Deputirten aufstellen. In diese Region der schmucklosen Gestalten sieht man den König sich oft begeben und im Gespräch verweilen, von den forschenden Augen seiner Minister begleitet. Die „suchende Lorgnette“ ist ein magnetischer Strahl für das ganze umhergruppirtte Hoftableau; jedesmal wenn diese zwei kleinen Gläser ihre Richtung verändern, glaubt man, sie seien auf uns gerichtet und man macht sich bereit eine jener schnell hingeworfenen und oft schwer zu beantwortenden Fragen zu hören, die der fürstliche Mund an seinen Zuhörer zu richten pflegt. Diese Fragen sind nicht selten die Schrecken der Heroen der Wissenschaft und der Diplomatie, denn sie werden plötzlich dem Manne, für den sie bestimmt sind, über Tafel zugeworfen und sind mit einer fast neckischen Feinheit so eingerichtet, daß sie

ein kleines Examen rigorosum für sich enthalten. Alsdann muß geantwortet werden à tout prix, wahr oder falsch, nur kein Stocken, kein langes Besinnen. Der König liebt rasche Erwidern. Man erzählt, daß er einst bei Tafel Herrn von Humboldt etwas fragte, worauf, da die Antwort auf sich warten ließ, Herr von Radowiz, der neben dem berühmten Gelehrten saß, den Aufschluß ertheilte. Er war aber der unrichtige. Am andern Morgen läßt sich Herr von Humboldt im Cabinet des Königs melden und tritt mit einer Anzahl Folianten unterm Arme ein, um aus diesen zu beweisen, daß jene Antwort, die die seinige ihm vor den Lippen abgeschnitten habe, Irrthümer enthalte. Des Königs Wissensbegierde war aber bereits befriedigt; er lachte und die Folianten blieben unaufgeblättert.

Obgleich der König keine einzige Richtung der Literatur entschieden begünstigt, sodaß man sagen kann, dahin wendet sich sein Geschmak, eine solche Poesie, ein solcher Roman hat auf seinen Beifall zu rechnen, so läßt er sich doch hier und da ein eben in Mode kommendes Werk in den

kleinen Abendkreisen, wo er sich mit der Königin und einigen vertrauten Männern und Frauen seiner Umgebung allein befindet, vorlesen; dieses Vorlesen muß aber gefällig dem Gespräch Platz machen, wo dieses aufzutauchen Lust hat. Die rigorose Bedanterei, mit der Ludwig Tieck aus dem Vorlesen eine Art Cultus macht, wo schweigende, in tiefes Staunen über die Kunst ihres Priesters versunkene Braminen die Zuhörer bilden, hat den König, wie man versichert, dazu bestimmt früher einen andern Vorleser zu wählen, noch lange bevor das zunehmende Alter und die äußere Unbehüllichkeit dem Dichter das Erscheinen bei Hofe unmöglich machten. Von den vorgelesenen Werken, dem Beifall oder dem Mißfallen, das sie erregt, verlautet jedoch niemals etwas im Publicum. Während des Vorlesens zeichnet der König öfters kleine architektonische Skizzen. Man sieht aus allen diesen kleinen Anordnungen, daß ihm jeder Zwang lästig ist, dennoch legt er sich oft den größten auf, indem er weitläufige und oft wiederholte Reisen macht, die eine unausgesetzte Repräsentation und eine

persönliche Schaustellung erheischen. Dies trifft jedoch wieder mit seiner Vorliebe Reden zu halten und seine Person wirken zu lassen zusammen. Der verstorbene König hegte bekanntlich einen Widerwillen gegen jedes öffentliche Auftreten und er beschränkte ein solches, wenn es nicht konnte vermieden werden, auf das kürzeste Zeitmaß und setzte es herab auf die einfachsten Formen. Was das Aeußere des Königs betrifft, so stört das immer mehr schwindende Haar einigermaßen das Gleichmaß der Züge, indem es der Stirne eine allzu große Ausdehnung verleiht; auch entwöhnt man sich nach und nach dem Strahl und dem Lichtblick des Auges zu begegnen, da die stets vorgeschobene Lorgnette ein Hinderniß hergibt; zugleich verdeckt die Hand, die das Glas hält, einen Theil und zwar einen sehr wesentlichen der Gesichtszüge; es sind die Züge um den Mund, die beim Könige charakteristisch voll Lieblichkeit und Milde sind. Wenn der König das Band eines Ordens umlegt, so ist es bezeichnend, daß er dieses Band braucht, um seinen Arm und seine Hand bequem hinein-

zubetten, der andere Arm handhabt alsdann den Federhut oder den etwas unbequem zu haltenden prachtvollen Silberhelm des Regiments Garde du Corps. Wenn der König, was jedoch selten geschieht, den schwarzen Frack anlegt, so ist's als wenn eine völlig andere Persönlichkeit vor Einem stände; es gibt Personen, die ihn gerade in dieser Tracht vorzugsweise gern begrüßen und es ist nicht zu leugnen, daß die enge Umgrenzung des militärischen Rockes, der steife Prunk der Epaulettes und die Starrheit der Linien der Bordüren und Stickereien der Persönlichkeit einer Erscheinung wie die des Königs vielleicht am wenigsten zusagt. Die Uniformen, wie sie zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. getragen wurden, möchten vielleicht eine viel passendere Anwendung für den gegebenen Fall darbieten, als die jetzige militärische Mode es zu thun im Stande ist.

Unter den Prinzen des königlichen Hauses befindet sich kein Einziger, der sich zur Aufgabe gestellt hätte, der Gesellschaft Elemente von Interesse, Geist und Leben zuzuführen oder wo solche vorhanden, sie zu pflegen oder in einem

Mittelpunkte zu vereinigen. Das wenige Leben und die völlige Interesselostigkeit der Hofgesellschaft findet von hier aus keine Bekämpfung. Die wieder in ihre Ordnung zurückgeführten Verhältnisse lassen so sehr wünschen, daß die Gesellschaft wieder gehoben werde und dies kann nur geschehen, wenn ein vom Glück und seiner Stellung begünstigter Beschützer neue Schwunghaftigkeit und neuen Reiz ihr zuführte. Ein solcher Beschützer würde vielleicht zu finden sein in der Person eines geistvollen Prinzen, der genugsam weit ab vom Throne steht, um sich nicht allzu strenge an die eben zu verhandelnden politischen Fragen halten und daher um so freier literarisch und gesellig zu Werke gehen zu dürfen. Wer das Glück gehabt hat seiner Persönlichkeit nahe zu kommen, weiß das feine Eingehen, das milde Verständniß, überhaupt die Beachtung geistiger, künstlerischer Production zu schätzen, die dem Geiste dieses Fürsten inne wohnt. Wer den preussischen Hof kennt, wird wissen wer gemeint ist. Unthunlich wäre es, einer andern Persönlichkeit viel thätigen Einfluß für die geistige

Belebung der Gesellschaft zuzumuthen, sie wäre sicherlich im Stande und befähigt ihn auszuüben, doch steht sie der Politik zu nahe und diese würde direct oder indirect hemmend jedem ihrer Schritte in den Weg treten.

Was die Gesellschaft betrifft, so ist ihr Charakter in dem Obigen schon gegeben. Sie ist nicht wie in Wien eine selbständige, durch Reichthum und uralten Adel imposante, sondern eine kleine, sich völlig dem Hofe anschließende. Es gibt nur wenige Häuser, die für sich eine Coterie zusammenbilden und sich die Hofgesellschaft nennen; unter diesen Häusern sind ein paar von altem, unabhängigem Adel und ein paar von großem Reichthum, die übrigen sind Hofchergen. Ueberwiegend im Körper der Gesellschaft zeigt sich die Beamtenwelt vertreten und bei Hoffesten ist sie es, die die Säle füllt, zugleich mit dem zahlreichen Offiziercorps und mit Hinzuziehung der Künstler- und Gelehrtenwelt. Dieses Zusammenströmen einer ganzen Staatsgliederung gibt, wie schon bemerkt, dem preussischen Hofe ein sehr eigenthümliches Ansehen,

doch ist es das moderne, das vielbeliebte jetzt und würde eher einem höhern Aufbau der Gesellschaft förderlich als nachtheilig sein, wenn nur Jemand da wäre, wie wir schon bemerkt haben, der den Acker bearbeitete, um ihm Früchte abzugewinnen. Unter dem alten Regime hatte man einen besondern Minister, der dem Fremden in Betreff der künstlerischen und literarischen Notabilitäten, die die Hauptstadt so glücklich war in ihren Räumen zu besitzen, die Honneurs machte, dem es gleichsam zu einer geheimen Clausel seines Ernennungsdecrets gemacht wurde, die höhere Gesellschaft zu fördern und einen Mittelpunkt für Alles was Geist, Geschmack und Leben forderte, zu bilden. Diese Aufgabe war nicht leicht, es war für einen solchen Gesellschafts-Intendanten erforderlich, daß er wie ein geschickter Theater-Intendant seine Bühne kannte und die Talente, die auf ihr zu agiren bestimmt waren, oft aus der Dunkelheit hervor suchte, oft von weitem herbeizog. Dabei waren Schwierigkeiten zu besiegen. Die vorhandenen ersten Namen und Größen, die alten Renommée's

sind gewöhnlich unter sich in Zank begriffen und wollen demnach nicht auf einer gemeinschaftlichen Bühne spielen, sondern Jeder strebt dahin seine eigene Bühne für sich zu haben. Diesem Gelüste muß entgegengekämpft werden, und der Gesellschafts-Intendant einer großen Stadt wie Berlin wird eine umfassende Thätigkeit zu entwickeln haben, aber er wird auch zugleich einen Kranz des Ruhms davontragen, wie er nur dem wahren Verdienste ertheilt wird. Denn ein wahres Verdienst ist es unstreitig, in einer Metropole der Intelligenz die Intelligenz so in Portionen zu schneiden und zu appetiren, daß für Jeden, der nach ihr verlangt, ein Bissen zu gehöriger Zeit und unter gegebenen Bedingungen vorrätzig sei. Wie die Dinge jetzt stehen, hat Berlin wenig von seinen Berühmtheiten und die Berühmtheiten haben ihrerseits wenig von Berlin.

Da wir uns eben bei dem Capitel der Berühmtheiten befinden, so wird es nicht ungehörig genannt werden können einigen derselben mit dem Skizzirstift nachzugehen. Vor Allen bemerken wir Eine in unmittelbarer Nähe des

Throns und dem Inhaber desselben gleichsam vom Vater auf Sohn vererbt. Dieser Gelehrte und Hofmann hat jetzt bereits ein langes Leben voll Glücksfälle und Triumphe hinter sich und der Ruhm beeilt sich ihm noch beim Schlusse seiner Jahre und seiner Thätigkeit Besuche abzustatten. Es ist zu bewundern, wie sich diese ehrwürdige Erscheinung nicht die Ruhe ihres Arbeitscabinets gönnt, sondern sich unausgesetzt und unermüdet ihren Verehrern zur Ansicht stellt. Bei jedem Hoffeste ist der Himalaya-Greis auf dem Parketboden zu finden, oft nur viel, nicht Vieles sprechend. Von den vom König theuer erkauften Kostbarkeiten der Poesie und Kunst sind drei große Namen für die Gesellschaft immer unsichtbar, der vierte aber zeigt sich bei Hofe, während er sich auf dem Katheder nicht zeigt. Die Wissenschaft ist so glücklich einen kleinen, lebhaften Vertreter in die Säle des Hofes und der Gesellschaft absenden zu können, der es versteht auch außerhalb des Katheders für seine Muse Gönner zu werben. Eine sehr hochstehende Berühmtheit ist die bekannte militärische. Man

sieht diese Illustration der Tagesgeschichte immer in einer Erscheinung sich darstellen, die die Elemente der Courtoise und der Heldenhaftigkeit des alten Ritterthums verbindet. Es ist nicht zu leugnen, die weiße Uniform, die er trägt, hat ihre Candeur nicht einen Augenblick eingebüßt, solange sie sein Brust bedeckt, doch hat die Behauptung ebenfalls Recht, daß Das, was er gethan, jeder andere preussische Offizier ebenfalls gethan haben würde. Der militärisch monarchische Geist und das Element der Bravour und Ehre geht durch die ganze Armee, wie selbst ihre Feinde ihr bezeugt haben. Es ist ein Glück für jeden Einzelnen, wenn ihm Momente zufallen, wie jene waren, die die oben bezeichnete Persönlichkeit trafen. Die böse Zunge sagt, daß der ehrenwerthe General, seitdem sein heldenmüthiges Schwert in der Scheide ruht, sich in einen kleinen ruhmlosen Krieg mit der deutschen Grammatik verwickelt befinde, auch wirft die öffentliche Stimme ihm vor, daß er eine allzu große Vorliebe für weißgekleidete Mädchen habe, die Gedichte überreichen. Die musikalische Be-

rühmtheit ist ebenfalls häufig zu erblicken; es ist ein Mann mit einfachem Wesen und ernstestem Zügen, dem man den Pomp und den Lärm seiner berühmten Schöpfungen nicht ansieht. Die parlamentarischen Namen, seitdem man nach den Parlamenten nicht mehr viel fragt, erwecken auch nicht mehr, wie früher, das aufmerksame Auge des Beobachters; dieses Auge ist um so schärfer auf den Einen übrig gebliebenen der beiden Dioskuren gerichtet, die vor vier Jahren am politischen Himmel auftauchten. Es ist natürlich, daß Jemand, der wie der Schreiber dieser Zeilen auch nicht die entferntesten Ansprüche erhebt noch erheben kann, daß man sich ihm als einem Fremden, gänzlich Beziehungslosen, Unabhängigen — dessen Urtheil weder ein anbefohlenen ist, noch im Interesse irgend einer Eitelkeit abgegeben wird, in keiner Weise sonderlich bekümmert, sodaß er seine Wege unbeirrt gehen kann. Diese köstliche Freiheit ist ein unschätzbare Gut. Ist das Urtheil, das ein solcher „Unberücksichtigter“ fällt, immerhin ein fehlendes, es ist doch wenigstens ein eigen geschöpftes, nicht

ein durch die Zwangsmaßregeln der Schmeichelei oder der Drohung erpreßtes. Die Personen und Dinge, wie ich sie gebe — erkläre ich offen, daß sie mir so erscheinen; der besser unterrichtete Leser kann sagen: ja, aber so sind sie nicht; er wird aber nicht sagen können: Du weißt es selbst, daß sie nicht so sind, du willst sie aber so darstellen, weil es dir Vortheil bringt! Nichts erkältet das Interesse eines Lesers und Beurtheilers einer Schrift mehr als die durchgemerkte Absicht, daß man damit umgehe ihn zu dupiren, das heißt ihm Etwas zu geben was freie, selbstständige Ansicht sein soll und gerade das Gegentheil ist. Haben demnach diese Skizzen einigen Werth, so haben sie den des völlig freien, auf eigene Anschauung basirten Urtheils. Die Berühmtheit, von der jetzt die Rede sein soll, hat also das leichteste Spiel von der Welt, Alles was über sie hier steht — und ohne dies sind's nur Neußerlichkeiten — als den Irrthum und die falsche Ansicht eines Einzelnen zu betrachten und zu misachten. Wie ich neugierig war, den jungen Kaiser zu sehen, der, der Sprosse

der Cäsaren, die älteste Krone auf seinem jugendlichen Haupte trägt, wie mich verlangte jenem gefeierten Staatsmann zu begegnen, der aus dem Lager hervorgehend die Feder ebenso siegreich führte wie das Schwert, wie mich die edlen greisen Züge des mächtigen Feldherrn, der jenseits der Alpen sein siegreiches Banner entfaltete, mächtig anzogen, so war es mein Bestreben auch den Glanz dieses zurückgebliebenen Dioskuren in der Nähe zu betrachten. Man bildet sich unwillkürlich ein Bild von einem Manne, dem eine so bedeutsame Stellung angewiesen ist. Preußen hat so imposante Persönlichkeiten gerade auf dieser Ehrenstaffel erblickt. Unzertrennlich ist Würde, edler Anstand, imponirende Güte, Repräsentationstalent, feine Sprache des Umgangs mit dem Bilde, das man sich von einem Manne in dieser Stellung macht. Alles dieses scheint aus der Mode gekommen. Die laxesten Formen werden adoptirt. Wenn man aber selbst sich einem nicht zu entschuldigenden Abandon hingibt, wie will man's verhindern, daß der Untergebene ebenso auftritt? Von diesem aber soll

das stricteſte, ceremonielle Anſtandsmaß innegehalten werden. Die Perſönlichkeit, von der hier die Rede iſt, ergeht ſich zwar nicht in lazen Formen, aber ſie iſt kalt, trocken und gibt abſichtlich nichts auf das Außere. Nie hat man ein finſtereres, zusammengezogenes, weniger Hoheit und Größe, Milde und ſchönen Ernst zeigendes Antliß geſehen. Es iſt das Antliß eines geärgerten Bureauchefs, dem der Glanz und die Höhe ſeiner Stellung wie ein unbequemes Kleid um die Schulter ſißt. Die „unerläßliche“ Brille läßt keinen Einblick thun in das ohnedies ſchon ſo verſteckte Auge; der in ſeine Winkel gezogene Mund ſieht aus als könnte über ſeine Lippen nie ein wahrhaft heiteres Wort kommen, als wäre er nur geſchaffen kurze, ſchneidende und höhrende Urtheilſprüche zu fällen. Nun mag das Leben dieſes Mannes, das ſeit einigen Jahren eine fortgeſetzte Kette von Angriffen, Streitigkeiten, kleinen und großen Debatten bildet, dieſe Starrheit und welcke Zerwürfniß der Züge hinlänglich entſchuldigen, dennoch aber bleibt der ungünſtige Eindruk auf den Be-

schauer. Der Zank der heutigen Parteien kann selbst einen Sokrates um seine göttlich heitere Stirn bringen. Den altaristokratischen Thee ver-
schmähend, stand das populäre Bierglas vor dem berühmten Manne. Von einer Anmuth und Grazie der Conversation war nicht die Rede; die Unterhaltung bewegte sich gleichsam auch im „Geschäftsstil“. Zu der Literatur scheint der hochbeachtete Mann in einer feindlichen Stellung zu stehen, die politische Feder scheint ihm geradezu verhaßt, die poetische gleichgültig. Es ist nur Schade, daß diese letztere Feder von der Hand der Grazien und Musen geführt wird und daß es wenig Ruhm gewährt sie zu misachten. Die Schmucklosigkeit, besser gesagt die „Verkommenheit“ der Räume, in welchen der hohe Beamte weilt, machen ebenfalls einen peinlichen Eindruck. So gar keine Eleganz! Das möchte noch hingehen — aber auch so gar nichts was an die heitere, belebende Ausschmückung der Kunst erinnert! Nirgends ein Winkelnchen wo die Grazien und die Musen sich niedergelassen — Alles trockener verdrießlicher Ernst, nachlässige Gleichgül-

tigkeit. Diese Sophas und Stühle haben bereits einer Reihesfolge von Premiers zu unruhigen und kummervollen Sigen gedient, man sieht es ihnen an. Der März ist diesem Plüsch, diesem Gattun nicht günstig gewesen; dafür sind aber alle diese Dinge zu der Würde von historischen Denkmalen geworden und dies ist vielleicht der allerkostbarste Puz, mit dem ein Haus wie ein solches, das wir soeben beschrieben, sich umgeben kann. Dennoch ziehen wir die schönen und eleganten Räume vor und behaupten, daß die Weltgeschichte sich auch auf Labourets von Seide niederlassen kann, sowie ein ministerieller Ernst immerhin, unbeschadet seiner Würde, sich mit der Grazie und den schönen heitern Formen der gebildeten Gesellschaft umgeben kann. Es wäre schlimm, wenn unsere Machthaber sich dem Rigorismus und Cynismus unbedingt in die Arme würfen; wo bliebe dann auch noch das kleine Stückchen Urbanität und feiner eleganter Weltfite, das wir noch übrig haben! Ein Jupiter, der da donnert, ist nicht so schrecklich, aber einer,

der eine Cigarre raucht und die Beine über die Stuhllehne wirft, ist — graufenerregend.

Wenn wir von der feinen Weltmannsſitte reden — ſo erſcheint uns, wenn wir die Berliner höhere Geſellſchaft muſtern, gar manches Vorbild. So der General v. B — und deſſen ſchöne, liebenswürdige Gemahlin, ſo der — ſche Geſandte, deſſen Symbol der Lorbeer des Dichters, das Schwert des Kriegers und die Feder des Diplomaten bilden. Nirgends fühlt man ſich beſſer placirt als in ſeinem wirthlichen Salon; es iſt der Athem einer edlen und ſchönen Kunſt-atmoſphäre, die Einen warm anhaucht und Einen das „Leben und die Politik der Straße“ vergeſſen macht. Man muß ihn über ſeine Reiſen, über ſeine Anſchauungen über Natur und Menſchen ſprechen hören, um zugleich die un-nachahmliche Schönheit ſeiner Ausdrucksweiſe wie die Tiefe ſeiner aus dem Born der Wiſſenſchaft und Poeſie geſchöpften Anſichten zu bewundern. Ein Salon wie der ſeinige iſt für Berlin eine große Wohlthat und man muß wünſchen, daß er ihm erhalten bleibe.

Um von den hiesigen Räumlichkeiten noch ein Wort zu sprechen, wird es vor allen Dingen nöthig sein des königlichen Schlosses zu erwähnen und es in eine Parallele zu stellen mit der kaiserlichen Hofburg in Wien. Unbedingt ist das hiesige Schloß prachtvoller und größer, ebenso unbedingt ist jedoch die Hofburg in ihrer historischen, alterthümlichen Bedeutung weit der preussischen Königsburg vorzuziehen. Hier aber soll nur von der gesellschaftlichen und modern wohnlichen Einrichtung die Rede sein, wie sich beide Paläste bei den Festen darstellen. Es kann nicht leicht etwas an Raum und Ausschmückung Ungefälligeres geben als der innere Schloßraum und die Einfahrt bei der kaiserlichen Hofburg. Enge Treppen, enge Corridore, Vorsäle, die nur eine geringe Anzahl Personen fassen und bei großen Hoffesten ein unleidliches Gedränge veranlassen, bilden die Eigenthümlichkeiten der Hofburg. Große, weite Treppen, bequeme Corridore, weite Vorsäle, eine große Reihenfolge prachtvoller und geräumiger Gemächer zeichnen das Berliner Schloß aus. Wir sprechen

hier nicht von der historischen Bedeutung der einzelnen Zimmer in beiden Schlössern; in dieser Beziehung wäre wie gesagt die uralte Kaiserburg weit vorzuziehen dem viel neuern Königsbau. Bei großen Hoffesten werden die Gäste über höchst geräumige und elegante Treppen zuerst in den prachtvollen Banketsaal geführt, alsdann kommen einige Gemächer, die mit werthvollen Bildnissen geziert sind, und endlich tritt man in den Saal, der der Weiße Saal genannt wird. Es ist dies eine theilweise ganz neue Schöpfung, bei der man einen doppelten, wie es uns scheinen will, schwer zu vereinigenden Zweck vor Augen gehabt hat. Der Saal soll als Thronsaal zu großen Staatsfeierlichkeiten dienen und zugleich — zum Tanzsaal. In Wien ist der Saal mit der Colonnade von gelben Marmorsäulen nur zu Hofbällen und Maskeraden bestimmt, der Thronsaal befindet sich anderswo. Hätte man den Weißen Saal nur für die ernstesten, großen Festlichkeiten bestimmt, so wäre nichts gegen seine Bauart einzuwenden, die entschieden seriös und daher etwas schwerfällig ist.

Für einen Thron-, Staats- und Audienzsaal passen die Embleme an Wänden und Decken vortrefflich. Man sieht diese Gruppen geharnischter Gestalten alsdann mit Wohlgefallen und ebenso verweilt das Auge mit Befriedigung auf den an der Decke angebrachten symbolischen Figuren. Bei einem Tanzsaal fragt man sich jedoch, was die christlichen Tugenden der Beständigkeit, der Stärke, der Geduld zu sagen haben, und weshalb das Kreuz und der Anker der Hoffnung oben paradiren, und was die ernste, imponirende Größe des Königssitzes an der einen Wand bei den heitern Spielen Terpsichore's eigentlich sollen. Denkt man sich den Saal als Thronsaal, so fragt man sich, wozu der heitere Aus- und Anbau dienen soll, wo man Springbrunnen rauschen hört und Blumengewinde sich um die Säulen ziehen. Wenn wir von diesem Dualismus absehen und einfach uns daran halten wollen in dem Weißen Saale einen Tanz- und Festsaal zu sehen, so springen neben der Schwerfälligkeit seines Baues und seiner Verhältnisse noch zwei Uebelstände in die Augen;

der erste ist, daß er nicht genügend beleuchtet werden kann, und zweitens, daß die Einrichtung mit den offenen Treppen im Winter einen unbehaglichen Temperaturwechsel zuwege bringt. Die Gesellschaft, die sich im Saal befindet, wird kühl angeweht von dem offenen Treppenhause, und steigt man vollends in jene höher liegenden Räume hinüber, so gibt's dort einen so auffallenden Unterschied mit dem Klima im Saale, daß der Einfluß hiervon unmöglich auf die Gesundheit ein günstiger sein kann. Dabei kann es keine große Freude verursachen, im Winter Wasser plätschern zu hören. Dazu ist der kleine Springbrunnen mit seiner kleinen vergoldeten Figur in gar zu dürftigem Maße erdacht und kann auf keine Weise mit den ernststen und großartigen Wanddecorationen des Saales in Einklang gebracht werden. Wenn wir uns eine Aenderung erdenken wollten, so müßte dieser ganze Anbau sammt Springbrunnen und obern Gemächern geschlossen werden, etwa durch Glaswände, die den Blick nach dem Grünen offen ließen. Dem Uebelstand mit der Beleuchtung

wird sich kaum abhelfen lassen, wenn man nicht zu dem Mittel schreitet kolossale Lichtpyramiden in den vier Ecken des Saales aufzustellen; denn besonders die Ecken sind's, die dunkel bleiben, und wenn man die Decoration des Festsaals bedenkt, so sind's gerade die Ecken, die nie dunkel bleiben dürfen. Freilich müßten die Spitzen dieser Pyramiden bis hinauf an die Decke reichen. In dem prachtvollen Tanzsaal im Palast des Fürsten Lichtenstein war es gerade diese zweckmäßige Beleuchtung, die von den Ecken — freilich in Verbindung mit dem kolossalen Lustre in der Mitte — ausströmte, die eine so zauberische Helle hervorbrachten. Die kaiserliche Hofburg ist ebenfalls schlecht beleuchtet; auch da ist das neue System der Beleuchtung nicht angebracht. Auch macht daselbst die Anordnung keinen guten Effect, daß man den Musikern ihre Plätze, amphitheatralisch aufsteigend, in einer Art Loge angewiesen hat, wo diese in grelles Roth gekleideten Figuranten eine sehr auffällige Gruppe bilden. Der Saal der Hofburg ist dabei räumlich nicht so groß wie der Weiße Saal

in Berlin, jedoch ist er besser geschützt gegen Temperaturwechsel. Das Muster eines fürstlichen Tanzsaals bleibt unsers Erachtens immer der Saal im Liechtenstein'schen Palais in Wien. Hier sind Eleganz, Zweckmäßigkeit und vor allem — was in einem Tanzsaal die Hauptsache ist — die genügende und überallhin vertheilte Lichtmasse vereinigt. Von Festsälen in Privatwohnungen ist mir in Berlin nichts bekannt geworden, was sich nur irgend den hierzu bestimmten Räumen in Wien an die Seite setzen könnte. Dies ist um so auffälliger, da es in Berlin doch gewöhnlich nicht an Platz fehlt. Der Saal im Hotel des Grafen R — soll schön sein; der im — schen Gesandtschaftshotel ist zu schmal; das Hotel besitzt einen alten, noch aus der Zeit Friedrich des Großen fast unverändert erhaltenen Saal, doch wird er nur selten den Gästen geöffnet. Bekannt ist der schöne Saal in dem neuen Palais zu Potsdam; doch haben wir es hier nur mit den Berliner Räumlichkeiten zu thun. Den in seinen Verhältnissen schönsten Ballsaal besitzt Berlin in einem öffentlichen Local;

es ist dies der Saal im Kroll'schen Etablissement vor dem Brandenburger Thore. Mit einigen Hinzuthaten an Lustres und Kandelabers ließe sich hier eine strahlende Beleuchtung zu Stande bringen, die nichts zu wünschen übrig ließe; freilich nur mit Gasflammen, die der aristokratischen Wachskerze nachstehen; auch die Decorirung ist die eines öffentlichen Locals; die Vertheilung der Nebengemächer und anstoßenden Säle, sowie die Anordnung der Logen oberhalb ist völlig dem Zwecke entsprechend und kann für einen Musterbau seiner Art gelten. Keine der großen Hauptstädte kann einen Saal, dem öffentlichen Verkehr gewidmet, von dieser Eleganz und Größe aufweisen.

Ehe wir das königliche Schloß verlassen, müssen wir noch eines Zimmers erwähnen, in welchem die Portraits von sechs Fürstinnen hängen. Es bildet dieses Zimmer das Vorgemach zum Weißen Saale. Unter diesen Portraits zeichnet sich das der Sophie Charlotte aus, der ersten Königin von Preußen. Es ist vortrefflich gemalt und gibt eine lebendige An-

schauung jener geistreichen und originellen Fürstin, die neben einem eiteln und prunkfüchtigen Gemahl die Aufgabe hatte die echte Würde und den geistigen und sittlichen Gehalt der neuen Glanzstellung des emporsteigenden Hauses zu vertreten. In diesen großen, klugen, dunkeln Augen liegt eine Welt der Heiterkeit und des anmuthigsten Verstandes; man begreift, wenn man dies Bild sieht, daß eine solche Frau den preussischen Hof zu einem Aufenthalt der Grazien und Musen machen konnte und daß an ihrem Siegeswagen ein so strahlender Genius sich einspannte, wie es Leibnitz war. Auf ihr kleines Lustschloß Lügelburg, das später den Namen Charlottenburg annahm, zurückgezogen, amüßte sie sich die Pedantereien ihres Gemahls zu parodiren, ihn zu persiffliren, ohne doch dabei aufzuhören seine gute Freundin zu bleiben, zu musiciren, zu philosophiren, zu disputiren. Sie lockerte den Boden für Blumen und machte zum ersten mal den Sand der Mark emporwirbeln, den später die breiten Füße der Riesengrenadiere ihres Sohns in ewigen Paraden wieder festtraten.

Friedrich der Große hatte etwas von ihr geerbt, wenn auch nicht gerade das Talent der Musik. Diese reizende Charlotte, in ihrer frischen Lieblichkeit, schwebt wie ein Lichtstrahl aus einer bessern Welt über dem düstern Glanz dieser kriegerischen Krone. An der andern Wand, jenseit der Thüre, zeigt sich ihre Schwiegertochter. Es ist ein Gesicht, aus dem man nichts herausliest. Die Figur ist steif, prahlend mit einem kleinen Schneegestöber auf dem Kopf, in Form einer winzig kleinen, grell weiß gepuderten Perücke. Es ist die *princesse par excellence*, von der man ganz sicher ist, daß sie nie etwas anders thun und sprechen wird als was man „*respectieusement*“ zu bewundern hat. Dennoch war es ein Frauenherz, das in seiner Weise gegen die Welt kämpfte und dem wir Theilnahme und Interesse nicht versagen dürfen. An der Wand über dem Kamin hängt ein sehr verfehltes Bild der Königin Louise. Sie ist als eine leichte, dahinflatternde Nymphe dargestellt, im Geschmack der Ramberg'schen Grazien. Neben dem prächtigen,, innerlich mit so köstlichem Gei-

stes Schmuck ausgestatteten Bilde Charlottens ist diese rein äußerliche „Blumenhastigkeit“ doppelt störend auffällig. Wie kann man in den Augen der Nachwelt immer flattern und tanzen wollen; muß man nicht lieber wünschen bei bösen und guten Tagen ruhig dazusitzen, so wie es Sophie Charlotte thut. Da diese Fürstin, die Königin Louise, so schön war, da sie mit so großer Liebe im Andenken der Nation bewahrt wird, so muß man sich wundern, daß es so wenig mit glücklicher Einfachheit, wenn auch mit warmer Inspiration gemalte Bilder von ihr gibt. Es scheint, daß alle Künstler jener Tage immer noch etwas mehr geben wollten als eine schöne, geistvolle Frau; und da bewährt sich die Wahrheit des Spruches, daß das „besser“ ein Feind des „gut“ ist. Das Bild der Gemahlin Friedrich des Großen zeigt eine Matrone, wie es deren eine große Anzahl gibt. Es ist vortrefflich gemalt. Ein kleines Bild der Kaiserin von Rußland, das in künstlerischer Hinsicht wenig Beachtung verdient, und ein großes Bild der regierenden Königin beschließen die Sammlung.

die in der That eigenthümlichen Reiz hat und wol eine Stunde angestrengtester Betrachtung hinnimmt. Das Geschick der „Frauen auf dem Throne“ geht hier an der Seele des Beschauers in den mannichfaltigsten Gebilden vorüber und es wäre sicherlich keine vergebliche Educationsstunde, wenn eine junge Fürstin an der Hand einer Minerva, unter der Gestalt einer erklärenden Oberhofmeisterin, diese Galerie musterte. Wenn wir diese Minerva wären, würden wir ungefähr wie folgt, sprechen: Versuchen Sie Hoheit, ein liebender Schutzgeist des Mannes dem sie angehören zu sein, wie jene drei Frauen, erziehen Sie ihre Kinder streng und gut, erdulden Sie Manches im häuslichen Leben und in der Politik, wie jene Frau, ziehen Sie sich bescheiden in den Hintergrund zurück, wenn Sie das Glück haben einen Heros zum Manne zu haben, wie jene Frau, vor allem aber versuchen Sie alle diese Tugenden mit der großen, einzigen, himmlischen Fürstentugend zu krönen, heiter, gefühlvoll, belebend, menschlich, groß und — geistig frei zu sein, wie — Sophie Charlotte.

Wir können nicht scheiden von dieser gekrönten Liebenswürdigkeit, ohne eine Anekdote zu erzählen, die sie charakterisirt. Der Gemahl, froh eine Königskrone gegen einen Fürstenhut eingetauscht zu haben, veranstaltete eine nicht endende Reihe von Ceremonien und Festlichkeiten. Eine der beschwerlichsten war die Krönung in Königsberg. Der ganze Hof machte sich auf, eine ganze Karavane von Kutschen, alle neuen Marschallämter ritten voran, ganze Regimente folgten — Lärm, Staubwirbel, schmetternde Musik, Tumult der Rosse und Reisigen, Geschrei der Zugführer, donnernde Flüche und tiefe ceremonielle Verbeugungen auf offener Landstraße — Alles durcheinander. Wo der Zug ankam, war es als wenn die Welt untergehen sollte. In diesem wüsten Lärm, in diesem betäubenden Gepränge wurde die arme Charlotte immer weiter, immer weiter bis nach Königsberg geschleppt. Sie war corpulent, sie kam ermüdet an, und sogleich stürzte man ihr entgegen mit dem Krönungsornat, mit den Roben von Brocat, die eine Last bildeten, daß sie kaum ein starker Mann

von heute mehre Stunden würde tragen können. In diese Gewänder schlüpfte nun die arme Königin. Ihr ceremonienliebender Gemahl erließ auch nicht die kleinste Förmlichkeit, nicht den unbedeutendsten Festact. Endlich war es so weit, sie kniete nieder und die Krone, diese kostbare Krone, die zugleich so schwer war, sollte eben auf ihr Haupt gesetzt werden — da erlaubte sich die arme Frau, die es nicht mehr aushalten zu können glaubte — eine Prise Taback zu nehmen. Schüchtern fährt ihre Hand in die Falten des Goldreifrocks und sucht nach der Tasche und in dieser nach der Dose. Sie findet sie und will eben die Prise zur Nase führen, einen kleinen, flüchtigen, schalkhaften Blick nach oben zu ihrem Gemahl sendend, als eben die priesterlichen Einsegnungsworte ertönen. Ein drohender Blick des Königs, ein zürnendes Räuspern macht, daß sie die Dose langsam wieder in die Tasche schiebt, und daß die Prise unterbleibt. Wie kann man aber auch in diesem Moment Taback schnupfen wollen! Unerhört! Freilich — Sophie Charlotte erlaubte sich dies.

Frömmelnde Richtungen und fade
Modeliteratur.

Gerade als der Carneval recht im Gange war, erschien eine kleine Broschüre, die einen Bannstrahl gegen alle weltlichen Freuden schleuderte, und besonders gegen Tanz, Diners und Karten eiferte. Wenn man weiß, wie gering diese „weltlichen Freuden“ waren, wie wenig Freude und Lust bei ihnen herrschte, so fällt Einem unwillkürlich Voltaire's Wigwort ein „tant de bruit pour une omelette!“ Ja, wenn wir in den Zeiten der römischen Imperatoren lebten, oder in den Zeiten der Regentschaft, oder auch nur sechszig Jahre früher in Preußen, so wäre diese „Wüstenstimme des Asceten“ erklärbar; aber jetzt! — du lieber Himmel, für diesen kleinen Spas — eine ewige Verdammniß! Das will nicht recht im Verhältniß stehen. Hätte der Bußprediger die Sache bei einem andern Zipfel

gefaßt und gegen die egoistische Verhärtung, gegen die Heuchelei und gegen die Polizeimoralität unserer Zeit geeifert, dann hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen, auf diese Weise jedoch fahren seine Blitze auf die Häupter der Unschuldigen. Denn Die, die heutzutage den Muth haben froh und jung zu sein, Die gerade verdienen eine Aufmunterung und Belohnung, keine Verdammung. Die eigentlichen Sünder unserer Zeit tanzen nicht. Wenn man sie auffuchen will, muß man nicht in die Tanzsäle gehen. Frohe Menschen, die sich des Lebens freuen, haben Gott nie beleidigt und werden ihn nie beleidigen, solange die Welt steht. Könnten wir nur wieder so recht von Herzen froh werden, es wäre damit der Stein abgewälzt, der auf unser Aller Brust ruht. Aber wir werden nicht wieder froh — das jetzt lebende Geschlecht wenigstens nicht. Was wir heutzutage froh sein nennen, ist himmelweit verschieden von dem wahren Frohsinn. Heute nennen wir froh sein, wenn Einem Papiere Geld einbringen und ein Börsenspiel gelungen ist; man nennt froh

sein, wenn ein glücklicher Umschlag der Gesinnung einen Orden einbringt, man nennt froh sein, wenn man Schaden und Unlust in gehörigem Maße dem verhassten Nachbar hat zufügen können und überall ist man froh, wo man sich und seine eigenen Interessen gehörig hat wahren können. Das ist der eigentliche Frohsinn nicht, und wenn die fromme Broschüre gegen diesen falschen Frohsinn zu Felde gezogen wäre, so könnte man ihr nur Recht geben. Statt dessen will sie die Leute wieder froh machen, indem sie sie „in dem Herrn vergnügt“ macht, das heißt mit andern Worten, sie ins Conventikelstübchen zwingt.

Die Heilworte der Broschüre *) fangen mit den Bekenntnissen des heiligen Augustin an, der zu seiner Zeit, als er noch in Karthago studirte, ein arger Weltfreund gewesen sein soll und daher aus Erfahrung weiß, wie es mit den Verführungen Babylons bestellt ist. Befragt, ob

*) In der Welt aber nicht mit der Welt, vom Grafen Arnim-Blumberg. Berlin, in Commission bei Wilhelm Schulze.

ein Christ tanzen dürfe, antwortete der Kirchenvater: „Werde erst ein rechter Christ, so wirst du mich nicht mehr fragen!“ das heißt, so wirst du nicht mehr tanzen. So will es auch der Graf Arnim verstanden wissen. Ein wahrer Christ tanzt nicht, spielt nicht in der Karte, macht keine Dinners mit, überhaupt vermeidet alle Gesellschaften, von denen er vermuthen kann, daß daselbst Personen zusammenkommen, deren Gespräch nicht von dem „Geist des Herrn getragen“ wird. Dieses grausame Verbot erschien gerade als man tanzte, als man dinirte und als man spielte. Der fromme Bußprediger hatte seine Zeit gut gewählt. Eine namhafte Zeitung unterstützte ihn und es fanden kleine ärgerliche Zwistigkeiten statt, weil die Frommen fanden, daß irgendwo nicht allein getanzt worden war, sondern auch, ihrer Meinung nach, zu ungehöriger Zeit und Stunde. Dieser ganze Kampf wurde auf dem Terrain der sogenannten „großen Welt“ durchgeführt, und nur die Gesellschaft, das heißt die Hof- und vornehmen Kreise theilten sich daran. Man hat nicht

gehört, daß das anderweitige tanzende Berlin, insoweit es noch existirt, von der Broschüre und ihren Bannstrahlen Notiz genommen hat. Es sind auch überall jetzt die vornehmen Stände, die ins Gebet genommen werden, und die demzufolge sich auch ganz besonders auf die Heuchelei verlegen. Wir wollen später, wo wir von der Literatur sprechen, diese Behauptung noch besonders bekräftigen. Fürs Erste soll uns die Broschüre noch beschäftigen.

Wenn man sich vorstellt, wie die Gesellschaft beschaffen sein soll, wenn sie dem Ideal dieser „Frommen“ nachkommen soll, so kann Einem ganz trostlos zu Muth werden. Alles dunkel, eng, klein — nirgends ein freier Luftzug. Laßt nur sehen, wie der Graf die Gesellschaft und die geselligen Zusammenkünfte will eingerichtet wissen. Wenn also nicht getanzt werden soll, weil es sündlich ist, weil's also keine Diners geben soll, weil man dabei zur Hölle fährt, weil Kartenspiel nach Römer 14, 13 einen Anstoß oder Aergerniß dem Nächsten gibt, was soll man also thun, wenn man zusammen kommt? Der

Graf antwortet: Weil Matthäi 12, 36 geschrieben steht, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen am jüngsten Tage von jeglichem unnützen Worte, das sie geredet haben, so geht daraus hervor, daß, wenn man bei geselligen Zusammenkünften zum Unterhaltungsmittel der Conversation greift, man es nothwendig so einzurichten habe, daß nur lauter nützliche Worte gesprochen werden. Können das nützliche Worte sein, die man verschwendet, um vom Theater zu sprechen, von den Kunstreitern, von der Toilette? O nein, nein! Von diesen Dingen wird nicht gesprochen, schon deshalb nicht, weil es geschehen könnte, daß man scherzhafte und fröhliche Bemerkungen machte, der Wiedergeborene kann aber nie von Herzen lustig sein, und vor allen Dingen nie scherzen, denn er empfindet immer mit Schmerzen, daß alle Menschen von Natur der Verdammniß verfallene Sünder sind*). Dennoch wollen wir, ruft der Graf, kein kopfhängerisches Christenthum, auch der Christ kann,

*) U. a. D. Seite 11.

wenn ihm anders der Herr die Gabe verliehen hat (!) in der Unterhaltung einen „durch die innere Beziehung zum Herrn geheiligten Witz und Humor walten lassen“ Kolosser 4, 6: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt! In großen, gemischten Versammlungen ist jedoch diese Regel nicht durchführbar. Sprechen Einige in der Gesellschaft „lieblich und mit Salz“ gewürzt, so riskiren sie von denen, die diesen Jargon nicht verstehen, verhöhnt zu werden; also es bleibt dabei, daß die Erweckten, so viel als irgend thunlich, unter sich bleiben. Wenn nun unter den Erweckten der Fall eintreten sollte, daß hartnäckiger Miswachs an Geist und Humor sich einstellt, sodasß die Gläubigen „Stunden und Tage der Dürre“ erfahren, so kann erlaubt werden, daß man „Notabilitäten aller Art“ herbeizieht, doch müssen es zugleich „erweckte, widergeborene Christen“ sein. Hat man glücklicherweise Solche bei der Hand, so werden den Gläubigen die Tage und Stunden ihrer Dürre angenehm verkürzt. Fehlt es — wie es sehr zu besorgen steht — an diesen gehörig qualificirten

Notabilitäten, so kann die Zusammenkunft auch Lectüre zur Hand nehmen, auch sogar heitere und humoristische Schriftsteller, aber es muß wieder christlicher Humor sein. Als ein solcher Autor wird Claudius genannt. Wenn man mit der Lectüre fertig ist, so geht man zur Musik über, und treibt diese auch auf die oben vorgeschriebene Weise. Bei dieser Gelegenheit entschlüpft unserm frommen Autor ein Widerspruch: er spricht von der Freude, die der Wiedergeborene an der „herrlichen Natur“ hat. Bekannterweise ist, um in diesem Sinne zu sprechen, die ganze Natur zugleich mit dem Menschen eine verderbte und gefallene, von Grund aus böse; es kann also füglich der Wiedergeborene an ihr keine Freude haben, vor allen Dingen sie keine herrliche nennen. Die Gesellschaften des Grafen Arnim bestehen demnach aus kleinen Zusammenkünften, in denen die Theilnehmer, wenns Glück gut ist, christlichen Humor haben, aus Claudius' Werken sich einander vorlesen und geistliche Musiken zum Piano absingen. Wir zweifeln durchaus nicht, wenn die Sache so fort

geht, drei Vierteltheile der Gesellschaft wirklich nach Verlauf von ein paar Jahren sich so untereinander „belustigen“ zu sehen.

Die Broschüre hat nebenbei Das an sich, was alle diese Bestrebungen so gehässig macht, nämlich den geistigen Hohn, die himmlische Ueberlegenheit, die von ihrer demuthvollen Höhe alles sterbliche Gewürm so tief unter sich sieht. Dieser Hohn und dieser demuthvolle Hochmuth ist in das Gewand des innigsten Schmerzes und des edelsten Mitgefühls gekleidet; so finden wir denn auch hier Stellen, die da lauten: „Wir können, so betrübend es ist, uns nicht verhehlen, daß Viele, ja die Mehrzahl, werden verloren gehen!“ „Mit Schmerz und Angst sehen wir viele theure Seelen, ja viele der edelsten Naturen auf dem breiten Wege wandeln!“ „Möchte es berücksichtigt werden, daß man, menschlich betrachtet, die edelsten Gesinnungen haben, die größten und aufopferndsten Thaten vollbringen, und doch ewig verloren gehen kann!“

Wie furchtbar eilig diese, unsere Frommen,

mit dem gräßlich schneidenden Worte „ewig verloren!“ bei der Hand sind. Haben sie da auch bedacht, was sie sagen? Welche Welt von Entsetzen sie heraufbeschwören? Aber nein — wir wollen zu ihrer eigenen Ehre annehmen, daß sie dies nicht bedacht haben; daß sie vielmehr hiermit eines jener unnützen Worte sprechen, die sie selbst so streng verpönt haben.

Da keine weltliche Freude zu unterdrücken war, so wurde auch keine unterdrückt, die weltliche Selbstsucht, die weltliche Genußgier, der weltliche Neid und die mehr als weltliche Gleichgültigkeit, die fast brutale Impertinenz gegen alle Interessen echter Humanität, diese konnten nicht unterdrückt werden und werden auch nie durch solche Waffen unterdrückt. Da die fromme Broschüre es nur mit den Ballsälen, den Kartentischen und den Genüssen der Tafel, nebenbei auch mit dem üblichen Modegeschwätz zu thun hatte, so schlossen sich sofort an sie andere Bestrebungen, die tiefer gingen. Es folgte auf dem Felde der Politik eine in weite Kreise sich

verbreitende Vorlesung über die Frage: Was Revolution sei, wo die Antwort lautete, daß sie ein Auflehnen gegen Gottes Gebot sei und mithin ein nie streng genug zu büßendes Verbrechen: was jedoch in diesem Falle Gottes Gebot sei, wurde mit ebenso selbstgenügsamer Allwissenheit, mit dem Dünkel der allein Begnadigten ausgesprochen, wie es in der Broschüre geschehen. Ein dritter Bußprediger erhob sich in den Kammern in der Person eines Kunstbeförderers, der aus der Residenz die Baudenkmale und Kunstgegenstände, die den heidnischen Stempel antiker Schönheit an sich trugen, verbannt wissen wollte, an ihrer Stelle christliche Baukunst, christliche Denkmale und Statuen wollte zur Schau gestellt sehen. Ein Viertes machte sich über die Wissenschaft her und bewies ihr, daß sie, aus dem Standpunkte der Frommen eigentlich gar nicht existire, daß das Wissen und Forschen auf Irrwege ablenke, und daß das Beste, was bei diesem Treiben erreicht werde, noch sei, eine müßige Spielerei zu schaffen. Die Wissenschaft erklärt, und der Glaube will nichts erklärt hören.

Etwas Weiteres über dieses Thema zu sagen, wäre hier nicht am Ort.

Die Reaction, die es immer wieder der Feder merken läßt, daß sie ihr nichts bedeute im Vergleich mit dem Bayonnet, hat auch den Büchertisch geregelt, oder gleichsam aus ihm eine tabula rasa gemacht. Es ist so weit gekommen, daß fast jede literarische Production, wenn sie sich nicht mit den trockensten Fachwissenschaften beschäftigt, mißliebig geworden ist. Der echte Dichter legt seine Feder nieder in einer Zeit, wo links ein Soldat, rechts ein Pfaffe ihm über die Schulter sieht. Der Himmel hat es so gütig gefügt, daß gerade, wo dieser böse Wind weht, kein echter Dichter dichtet. Was wir an Talenten haben, sind Talente dritten und vierten Ranges, und wenn Die schweigen — es ist immer ein großer, nicht zu ersetzender Verlust —, so ist es doch nicht ein bethlehemitischer Kindermord des Genies. Wenn wir unsere jetzige schöne Literatur betrachten, nämlich die, die von der Reaction die Erlaubniß hat zu existiren, so fällt unser Blick auf

lauter Productionen, die eine schwächliche, süßliche, pietistisch=absolutistische Farbe an sich tragen. Die sogenannte Modeliteratur ist ganz in diese Farbe getaucht. Es schreiben nur Frauen, und die wenigen Männer, die sich auf dem Titelblatt als Männer kund geben, gehören nicht minder dem schwachen Geschlechte an. Dies ist nicht in Deutschland allein so, es ist über die ganze civilisirte Welt verbreitet. Dieselbe Prüderie, dieselbe bezahlte Gesinnungslosigkeit, dieselbe knechtische Furcht vor der rothen Mütze auf der einen, und dem allmächtigen Bayonnet auf der andern Seite. So kann der Zustand nicht lange bleiben; entweder es kommt, wenn der Absolutismus erst völlig im Hause Herr geworden, eine lascive Literatur, wie zu den Zeiten der römischen Weltherrschaft oder der Regentschaft in Frankreich, oder — der glücklichste Fall! — nach langen, den Stoff der entarteten Menschheit reinigenden Kriegen, blüht wieder eine urkräftige, waldfrische, in gesunder Sinnlichkeit sich entfaltende Literatur! Gott gebe es!

Die kleine, verzwickte, pietistische Salonlite-

ratur ist von der Art, daß der Beobachter gern wie von einer Krankheitserscheinung sich hinwegwenden möchte, wenn er nicht die Pflicht fühlte, wichtige Dinge nicht so zu nehmen, daß man könnte auf den Glauben kommen, sie seien unwichtig. In unserm Stuben- und Straßenleben ist es von großer Wichtigkeit, mit welchen Dingen unsere Frauen und unsere junge Männerwelt aller Stände ein Drittel ihrer freien Stunden zubringt, und dies ist mit Unterhaltungsliteratur. Ist diese nun so sittlich erschlaffend, so leer an Ideen und Anschauungen, so läppisch in der Form und so gestinnungsdürftig wie die heutige, so kann es kein geringer Nachtheil genannt werden, den die Bücher dieser Art uns bringen. Es ist doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied, ob unsere Jugend einen Cervantes liest, oder eine „Amaranth“! Eine „Hermann und Dorothea“, oder ein „Was sich der Wald erzählt!“ Wenn man diese weichliche, pietistische und prüde Literatur in die Hand nimmt, so wird man allerdings kein Wort entdecken, kein Bild finden, wodurch die Sittlichkeit

junger Naturen beleidigt wird, allein wir finden auch kein Wort, kein Bild, durch welches große Gedanken, schöne Anschauungen, ernste und kühne Vorsätze in die jugendlichen Seelen geprägt werden. Und dies ist natürlich. Wo man den Dichter zwingt, die Welt mangelhaft und nicht in ihren großen Gegensätzen zu schildern, da nimmt man ihm auch die Kraft, die wahre Sittlichkeit zur Anschauung zu bringen, und die besteht darin, daß Sinne und Geist sich die Wage halten, daß Laster und Tugend von der Höhe echt menschlicher Anschauung gesehen, sich ausgleichen. Es würde zu weit führen, die Grundsätze zu entwickeln, nach denen die wahre Schönheit, mithin Sittlichkeit, eines Kunstwerkes zu beurtheilen ist, es genügt zu sagen, daß nach diesen Grundsätzen im langen Laufe der Jahrhunderte alles Das geschaffen worden ist, was die Bewunderung der Menschen erregt hat und erregen wird, solange die Welt steht. Der heutigen Modeliteratur macht man immer wieder den Lobspruch, daß sie sittlich sei — sie ist aber im höchsten Grade unsittlich; denn sie predigt eine unmögliche

Moral; sie verweist den Menschen zu einer ewigen Unmündigkeit. Wenn man sieht, durch welche Mittel sich wahrhaft sittliche Naturen entwickeln, an welchen Werken sie sich kräftigen, wie sie streben sich früh mit der Natur und der Kraft des Lebens bekannt zu machen, wie sie nicht zurückbeben, das Laster kennen zu lernen, um dann der Tugend und der Religion mit jener kräftigen, selbständigen Liebe anzuhängen, die allein der Sittlichkeit Adel und Werth verleiht, dann wird man leicht einsehen, wie durch jene Bücher nur Heuchelei, im bessern Falle schwächliches Hindämmern, mithin Unsittliches bewirkt wird. Die so arg gescholtene Literatur der Räuberromane ist immer noch besser als diese modernen Ephe-meren, diese Rundgebungen der Bonnen, und der weltlichen und geistlichen Staats=Censoren.

Der Himmel weiß, wann wir wieder einen lesbaren Roman, ein echtes, wirkliches Gedicht in die Hände bekommen werden! Es möchte noch einige Zeit anstehen. Mittlerweile würde ich der Jugend oder den Frauen die alten herrlichen Werke, an denen ganze Generationen sich gefreut

und erkräftigt, in die Hand geben. Statt des fränkenden, ebenfalls schwächlich und frömmelnden Dickens den alten trefflichen Smollet, Sterne und Goldsmith, in Frankreich statt der fade gewordenen und modisch schwagenden George Sand und dem wahrhaft unsittlichen Eugen Sue den ehrlichen, wenn auch frommen Fénelon, den köstlichen Gil Blas, den nie alternden Meister Lafontaine, in Deutschland bliebe noch so Vieles von unserem herrlichen Dioskurenpaar, von Goethe und Schiller, wieder und immer wieder zu lesen, den ganz vergessenen Jean Paul nicht zu vergessen, und tausendmal lieber würde ich ein junges Mädchen, einen jungen Mann bei der Lectüre der „Insel Felsenburg“ ertappen, als bei dem „Was sich der Wald erzählt“ oder „Was ich meinem Vöglein abgelauscht“. Nun noch nicht zu gedenken der Cervantes, der Dante, der Iliaden und Odysseen und hundert anderer herrlichen, großen Dichterschöpfungen, die genügend sind, eine noch viel länger sich hinstreckende Productionssteppe zu decken, als die ist, in deren Sand wir uns gegenwärtig befinden.

Die nicht begünstigte Literatur. Die
Zeitungen.

Wenn wir die süßliche, frömmelnde und fade Literatur ausnehmen, die begünstigt und auf alle Weise gefördert wird, so bleibt die Literatur übrig, die nicht begünstigt wird; zu dieser gehören der kleine Rest derjenigen Schriftsteller, die noch nach der alten handfesten, körnigen, und in ihrem Stoffe und Gewande nach Inhalt ringenden Literatur schreiben. Von dieser Sorte hat Preußen nur noch einen Schriftsteller von Bedeutung aufzuweisen und dies ist Wilibald Alexis. Es ist die alte Walter Scott'sche Schule, die nach Deutschland verpflanzt, in ihm fortlebt. Wir wollen weiter unten noch einige Worte über ihn sagen. Die zweite Gattung nicht begünstigter Literatur ist die gut gemeinte politische Literatur; denn auch die gut gemeinte will man jetzt nicht haben; man will gar keine politische Modeliteratur haben.

Am liebsten sähe man es, wenn die schöngeistigen Schriftstellernden Federn den Staat ganz in Ruhe ließen und Gessner'sche Idyllen schrieben. Da aber dies doch, trotz aller Anstrengungen vom Theater und vom Büchermarkt jedes Atom Politik zu verschrecken, heutzutage nicht möglich ist, so hat die Reaction und der Mode-Salon ein Interdict auf jedes politisirende poetische Product gelegt. Es gibt aber immer Schriftsteller, die sich um dieses Interdict nicht kümmern, diese sind dann nicht begünstigt, und mögen schreiben so gut und so viel sie wollen, man nimmt die Miene an, als hätte man nicht ihren Namen nennen gehört. Ein Volk mit politischer Meinungsberechtigung würde diese Berechtigung auch auf seine Literatur ausdehnen, und da könnte der Fall unmöglich vorkommen, daß die kleine Minderheit der reactionären guten Gesellschaft Namen und Renommées, wie die eines Schriftstellers, so niederzuhalten wagen dürfte, als es namentlich mit dem verdienstvollen Wilibald Alexis geschieht, der seinem preussischen Vaterlande zunächst eine nicht kleine Anzahl

wahrhaft gediegener und trefflicher Werke gegeben hat. Es ist nur eins zu tadeln bei diesem Autor, daß er von einer nie endenden Ruhelosigkeit ist, die ein poetisches Werk bei ihm nicht zu einem befriedigenden Abschluß kommen läßt. Er sieht nie das Ganze und Große der Schönheit und Wahrheit, sondern nur ein Stück derselben. An Sittenschilderungen ist er unendlich reich, und die altmärkischen Novellen, die er von Zeit zu Zeit publicirt, sind Gemälde von einer so naturgetreuen und ungekünstelten Färbung, von einem so markigen und oft sogar kühnen Umriß, daß sie die volle Zustimmung der Kenner verdienen und auch erhalten haben. Bei Schilderung moderner Zustände fehlt ihm die Grazie und Leichtigkeit, auch hat er nicht Gelegenheit gehabt, den Parketboden selbst zu betreten, den er zum Schauplatz der Bewegungen seiner Figuren macht. Dies ist aber nöthig, besonders wenn man Berlin schildern will, wo es fast nur aus dem Hofe und dessen Umgebung bestand, das heißt in der letzten Hälfte des alten und am Beginn dieses Jahrhunderts. In der Regel glaubt ein

deutscher Schriftsteller — die englischen und französischen sind hierin schon gewiziger — es sei so leicht, von der Studirstube oder dem Rauchzimmer des Casinos ihres Provinzialstädtchens aus, den Hof und die sogenannte erste Gesellschaft zu schildern. Dies ist nicht der Fall. Obgleich der Hof und die Aristokratie unendlich viel von ihrem Glanze und ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben, so bleiben sie doch immer noch Gegenstände der Beobachtung, die genau studirt sein wollen, nicht mehr und nicht minder als ein Sittenmaler die Einwohnerschaft eines Dorfes, die ländlichen Geräthschaften, die Wände, die ganze Umgebung einer Hütte studiren muß, wenn er diese Personen und Gegenstände uns vorzuführen beabsichtigt. Es haben sich immer die interessantesten Widersprüche geltend gemacht, gerade beim Leben des Hofes und der höhern Stände. Früher, als sie — was sie jetzt wieder sein wollen — die Alleinherrschenden waren, und eine Geschichte Europas nur eine Hofgeschichte war, konnte kein deutscher Roman existiren, der dieses Terrain schilderte,

ohne es zu kennen. Hat ein Autor den Hof gesehen, und diese sogenannte erste Gesellschaft beobachtet, so wird man — er mag nun den modernen Hof eines Fürsten unserer Tage oder den Hof Ludwig's XIV. schildern — gleich auf der ersten Seite seiner Schilderungen den Stempel der Wahrheit finden, den die eigene Anschauung seinen Blättern aufdrückt. Und welche ein Feld für die Feder des Romantikers sind gerade die kleinen deutschen Höfe und die Aristokratie, die weltliche wie die geistliche, gegen Mitte und Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Wie barock phantastisch treten daselbst die Formen hervor und es ist nicht zu leugnen, daß nach hundert Jahren eine Schilderung jener Zeiten wie ein wunderliches chinesisches Bild sich wird anschauen lassen, ohne Perspective gemalt, aus tausend bunten Tüpfelchen zusammengesetzt, und mit unmöglichen Verrenkungen und Verschränkungen. Um aber dergleichen zu schildern, muß man die Höfe unserer Tage sehen, denn sie sind die Erben jener alten Höfe, und Hof bleibt Hof, er mag sich noch so sehr

gemodelt haben nach gebieterischen, nicht zu umgehenden zeitgemäßen Forderungen.

Es ist schon anderwärts darauf hingewiesen worden, wie sehr es nöthig ist, daß dem jungen unadeligen Autor die Kreise der höhern Gesellschaft, und womöglich auch die des Hofes geöffnet werden mögen; wie dieses, wenn es geschähe, unendlich nicht allein für die politische Bildung beider Theile, sondern auch für die einheimische Literatur dienlich wäre. Mit dieser letztern haben wir es nur hier zu thun. Der Hof und die erste Gesellschaft haben factisch aufgehört ein von einer chinesischen Mauer umschlossenes Terrain zu sein; also warum dort die Barriere aufhalten, wo sie am wenigsten Nutzen den Verschanzten bringt, von wo im Gegentheil ein nicht zu verachtender Bundesgenosse Eintritt erhalten kann. Wenn die erste Gesellschaft es durchzusetzen versteht, daß sie die Talente für sich gewinnt, so ist viel gewonnen, aber auch schon nicht Geringes ist erreicht, wenn sie dahin gelangt, sie sich nicht geradezu zu Feinden zu machen. Die Reaction arbeitet jetzt darauf hin,

alle wahren und echten Talente weit von sich zu verscheuchen, ja sie zu ihren entschiedenen Feinden zu machen. Wo das Kleine und Schwache allein nur annehmenswerth erscheint, bleibt das Große und Starke natürlich zurück. Was wird die Folge sein? daß sich eine zweite „Erste Gesellschaft“ begründet, die die alte „Erste“ verdunkelt und der Vergessenheit anheimgibt. Es ist wahr, wenn der Hof und die erste Gesellschaft sich bemüht um ein Talent, das in den nächstfolgenden Gesellschaftsschichten groß geworden, so trifft es — in Deutschland — auf einen ebenso empfindlichen bürgerlichen Dünkel, als es der adelige nur sein kann; dies muß man zur Entschuldigung der ersten Gesellschaft und des Hofadels sagen, wenn er in höchst seltenen Fällen wirklich darauf ausgeht „sich populär zu machen“ und „Talente zu fischen“. Ich will nicht an den Hof und zu diesem Adel! sagt das bürgerliche Talent. Wir wollen nur unter der Miene der Protection einen Künstler, einen Schriftsteller, einen Gelehrten an unserm Theetisch, an unserer Mittagstafel sehen! sagt der

Adel. So kommt keine Annäherung zu Stande. Während, wenn der Künstler bedenken wollte, daß vielen seiner Schilderungen und Geschöpfen die Wahrheit fehlt, wenn er gerade diesen Theil seiner Gemälde unstudirt läßt, während, wenn er bedenken wollte, daß Leichtigkeit in den gesellschaftlichen Formen, theilweise Grazie und Feinheit doch immer noch in jenen Kreisen zu finden und zu erlernen sind, er sich willig zu einem Zugeständniß des Bedürfnisses und Entgegenkommen verstehen könnte und würde, andererseits die erste Gesellschaft unleugbar durch ein Zugeständniß des Bedürfnisses und ein Entgegenkommen ihrerseits großen Gewinn an Bildungstoffen davontragen würde.

Diese Zumuthungen gehören freilich bei dem jetzigen Zustand der Dinge zu den frommen Wünschen; denn gerade heutzutage ist man bemüht, auf beiden Seiten jede alte Schranke neu aufzurichten, und tausend Hände arbeiten daran, die schadhast gewordene chinesische Mauer um den Hof und die exclusiven Stände neu aufzurichten, womöglich um das Doppelte zu erhöhen.

Es sei uns vergönnt noch ein paar schriftstellernde Federn zu nennen, die bei der Ungunst der jetzigen Verhältnisse doch nicht ihre Thätigkeit eingestellt haben. Man muß dies anerkennen. Denn wer heutzutage schreibt und nicht erkauft ist, muß nothwendig eine Mission fühlen, und eine solche, mag sie noch so gering sein, ist immer ein anerkennenswerthes Motiv der Schriftstellerei. Ein ungemein frisches Talent ist das der Fanny Lewald, und wenn sie gleich jetzt zu den nicht beachteten schreibenden Producenten gehört, so muß sie dies nicht anfechten; auch sie schreibt aus einer innern Nothwendigkeit heraus, und deshalb ist keins ihrer Worte verloren. Wer die Wahrheit sucht, sie mit der ganzen Inbrunst der Seele sucht, kann tausend Gebrechen an sich haben, das eine Gebrechen hat er sicherlich nicht, daß er den Modethoren gefällt, denn diese sind ewig abgesagte Feinde jedes Strebens nach Wahrheit und Selbständigkeit. Dieses Streben nach Wahrheit, dieses Bedürfniß, Alles abzuweisen, was auf Knechtschaft der Seele, auf Lüge deutet, sei es Selbst-

belügung, sei es Lüge im Dienste der Welt, ist das charakteristische und wahrlich nicht unehrenwerthe Merkmal der Feder dieser Schriftstellerin. Im Felde des Romans ist sie nicht glücklich. Ihr skeptischer und die Dinge scharf ansehender Geist läßt das brütend warme Phantasie-Dilemma nicht aufkommen, in dessen feuchter Hitze die Keime jener Leidenschaften sich entwickeln, die von dem Verstande nie begriffen, von dem Urtheil nie zergliedert werden können. Je weiter sich die Logik des Urtheils von der Leidenschaft abwendet, desto intensiver und glühender wird sie, bis zuletzt Alles an ihr sich in Mystik und Wunder auflöst. Mit dem Verstande allein schreibt man nie einen guten Roman; er muß Stellen enthalten, denen man anmerkt, daß die Feder der sterblichen Hand entgleitet und, von einem Dämon erfaßt, weiter fliegt. Die Romane der Lewald sind daher Abhandlungen, die irgend ein Thema, ein sociales und politisches, durchführen, und in welchem die Personen am Wagen nebenbeilaufen, der das Gepäck des Autors trägt.

Da wir oben von dem Streben nach Wahrheit gesprochen haben, so führt uns dies auf eine interessante Parallele, die wir zwischen zwei Frauen ziehen können, die beide mit einer ungewöhnlichen Begabung ihre Laufbahn angetreten haben. Es ist anziehend und für den Beobachter der menschlichen Natur belehrend, zu sehen, wohin die Wege geführt haben, die diese beiden Suchenden nach Wahrheit eingeschlagen. Fürs Erste bemerken wir, daß diese Wege nach völlig entgegengesetzter Richtung auseinandergegangen sind. Die Eine hat dieses Streben nach Wahrheit dem Scepticismus und einem Abweisen aller und jeder religiösen Doctrin in die Arme geführt, die Andere ist in ein Kloster gegangen. Beide glauben das Rechte gefunden zu haben, die Eine in der völligen Freiheit von jeder Fessel des Dogma, es mag heißen wie es will, die Andere indem sie sich ohne Rückhalt dem strengsten Dogma unterwirft. Beide haben in der Welt gelebt, eine geraume Zeit: beide haben, bevor sie zu dieser Umwandlung gelangten, Lust und Ehre der Weltkinder gesucht

und die kirchlichen Sagen mit der großen Menge willig aufgenommen. Plötzlich wird beiden das bisherige Leben verhaßt; beide fühlen sich gedrängt, der Welt offene Geständnisse abzuliegen, wie es mit ihrem Geiste, der eine Feuer- taufe erhalten, beschaffen sei, beide zeigen sich entschlossen, für ihr ganzes Leben mit den herrschenden Meinungen, in denen sie aufgezogen, zu brechen. Es liegt darin eine Kühnheit, die sich bei Frauen selten finden mag, die aber sicherlich auch ein Product unserer heutigen Gesellschaftszustände ist, die etwas Desolates in ihrem Keim haben müssen, das zu solchen verzweifelnden Schritten treibt. Namentlich werden die Frauen gedrängt zu einer Art Oeffentlichkeit, die, wenn wir frühere Zustände betrachten, in der That höchst auffällig ist. So sehen wir denn auch diese beiden Frauen vor uns stehen, die eine eine Heidin, die andere eine Nonne. Es bleibt nun abzuwarten, welcher von beiden es gelungen ist, einen Sieg über ihr eigenes Ich davonzutragen, ein Sieg, der, wie Kenner der menschlichen Natur behaupten wollen, bei

Frauen doppelt und dreifach so schwer sein soll wie bei uns Männern. Dieses eigene imperia-
listische Ich, diese absolute Selbstvergötterung war bekanntlich bei der Gräfin Hahn von einem so penetranten Parfüm, daß es alle ihre — in Babylon geschriebenen Werke — fast ungenießbar machte. Jetzt versichert sie, dies Ich besiegt zu haben; wenn dies wirklich der Fall ist — und wer wagt es, hier Richter zu sein! — so verdient diese Frau, die so unendlich von der Selbstsucht gelitten hat, und die nun ihren Feind zu Boden geworfen — unsere ganze Bewunderung und unsere ganze — versteht sich — christliche Liebe. Daß wäre denn allerdings ein Bröbchen von den zerstörenden und reinigenden Flammen, die in dem Busen eines heiligen Augustinus gewüthet haben.

Da wir keine Literaturgeschichte schreiben, auch nicht einmal eine Specialgeschichte der berliner Literaten, so brechen wir hier ab, und wenden den Blick auf einige Zeitblätter, und zwar nur auf solche, die der allgemeinsten Besprechung vorliegen.

Ein Zeitblatt, wie es Preußen noch nie gehabt hat, ein Blatt, in welchem sich eine so compacte politische Meinung mit einer so scharfen Originalität der Auffassung und mit einer solchen felsenfesten Consequenz des Standpunktes ausgesprochen hat, ist die Neue Preussische Zeitung, gemeinhin von Feinden wie von Freunden die Kreuzzeitung genannt. Dieses Blatt ist ohne Frage die bedeutendste Frucht der Revolution. Die Kühnheit, mit der es auftrat, war bewunderungswürdig, die Raschheit, mit der es an Ort und Stelle ist, wo es einen Kampf gibt, ist nicht minder staunenswerth und alsdann ist ihre Zähigkeit und Ausdauer eine für ein Organ dieser Bedeutung unschätzbare Eigenschaft. Sie erschien auf dem Kampfplatz gleich nach Ablauf der ersten Wochen nach den denkwürdigen Ereignissen, und sie erschien sogleich mit einem offenen Bistir, zu einer Zeit, wo, wenn sich Kräfte zeigten ähnlicher Tendenz, diese für gut fanden, maskirt und mit gehörigem Hinterhalt zur Deckung des Rückens zu erscheinen. Die neuerrungene Pressfreiheit nahm sie sogleich in Anspruch, um aller Welt,

ane wenn es nöthig war, ihrer Partei selbst, die Wahrheit zu sagen. Wir sprechen hier, wohl zu beachten, von der äußern moralischen Ausrüstung des Blattes; von der Doctrin, die es vertritt, sprechen wir nicht. Diese ist eine Sache für sich. Man kann der Zeitung unsäglich feind sein, man kann nur mit Erbitterung ihre Angriffe lesen, und muß dennoch die Wahrheit obiger Sätze zugestehen. Diese Zeitung hat es zu Dem gebracht, was noch keine Zeitung in Deutschland erreicht hat, sie ist zu einer Individualität geworden. Sie mag nun im Kampf der spätern Zeit siegen oder untergehen, es wird immer ein Andenken an sie bleiben wie an einen großen Mann.

Ihr am meisten ähnlich an Kühnheit und Energie, wie an Zähigkeit und Ausdauer, ist ihre erbitterte Feindin auf dem Schlachtfelde der Parteien, die Urwählerzeitung. Ebenso wie bei der Kreuzzeitung werden auch bei diesem entschiedenen demokratischen Blatte die leitenden Artikel kurz, allgemein faßlich mit der Kernsprache entschiedener Meinung geschrieben; das größere

und umfassendere Talent der politischen Diatribe möchte jedoch auf das erstere Blatt fallen. Auch ist die Rüstkammer und das Zeughaus der Kreuzzeitung besser versehen und mit mannichfaltigern Waffen angefüllt. Zu diesen Waffen gehören auch die oft gescholtenen Klätschereien und Espionagen des Zuschauers, die allerdings in der Zeit der Noth von großer, unberechenbarer Wirkung waren, immer aber dem moralischen Ansehen des Blattes geschadet haben. Man wollte und mußte siegen und da fuhr man denn in die Massen hinein mit einem Sichelwagen, nicht mit dem Schwerte allein, das den Leuten auf die Köpfe schlug, sondern auch mit der krummen Sichel, die ihnen unversehens die Beine unten wegfäbelte.

Von diesen zwei Zeitungen abgesehen, ist das Andere, was übrig bleibt, kaum der Besprechung werth. Es sind halbfarbige, sogenannte vermittelnde Blätter, die, wenn gerade ihre oft wechselnde Redaction ein Talent birgt, gutgeschriebene politische Exercitien liefern, die aber, alle zusammen in einen Topf geworfen, als

Niederschlag keine feste politische Meinung, höchstens eine confuse Vermittlungspolitik geben, mit der Niemand etwas anzufangen weiß. Es ist vorauszusehen, daß wenn die Zustände sich noch weiter so entwickeln, wie sie jetzt im guten Gange sind, diese und die obigen zwei Hauptzeitungen gänzlich eingehen werden, und Berlin wieder seine zwei alten, zwei legitimen Zeitungstempel auf dem fahlen Druckpapier der Bossischen und Spener'schen nur allein noch zu sehen bekommen wird. Und in der That, wozu Zeitungen, wenn alle Dinge auf diese oder jene Weise festgesetzt und geregelt sind und man die Staatsbude für jeden Zutritt schließt? Daß es dahin kommen wird, und zwar bald, ist kein Zweifel. Schon jetzt haben jene oben genannten zwei Hauptblätter in ihren diametral auseinandergehenden Richtungen nichts Anderes zu sagen als Wiederholungen bald mit dieser, bald mit jener kleinen Abänderung, bald mit diesem, bald mit jenem Zusage. Ein Zeitungsblatt will aber wie jedes andere Blatt „im Winde wehen“; wenn es aber keinen Wind gibt? Ein unsicht-

bareß aber allmächtiges Blatt wird geschrieben mit einer sehr spitzigen Stahlfeder; dieses Blatt ist der Feind aller Blätter, sie mögen Namen haben, welche sie wollen.

Die Constitutionelle Zeitung, die eingegangen ist, befaß in der Person des Herrn Kossak einen geistvollen und witzigen Feuilletonisten, der die Vorkommnisse des Tages, mitunter auch literarische Erscheinungen und Bühnennovitäten, mit jener scharfen negirenden Persifflage betrachtete, die der berliner Kritik eigen ist, und die gleich damit anfängt, ehe das Ei noch gelegt ist, vorauszusagen, daß dessen Schale nicht rein, sein Inhalt nicht untadelhaft ist. Diese so bissige und ewig spötelnde berliner Kritik würde, wenn sie in Wahrheit so böß gemeint wäre, der Production unendlich schaden; allein Jedermann weiß, daß dieser negirenden Kritik eine ebenso ausschweifende und inhaltsleere Begeisterung zur Seite geht, und so wüthen beide Kräfte unausgesetzt gegeneinander, sind aber, nahe betrachtet, eigentlich Ein und Dasselbe, nämlich die Gabe, die Berlin besitzt, sich für Alles, was ihm nahe kommt,

auf einige Zeit hin unbeschreiblich zu interessiren. Wir kennen andere Städte, in denen bedeutende Erscheinungen ohne Tadel, aber auch ohne Enthusiasmus aufgenommen werden; wir ziehen unbedingt Berlin vor. Schon das althergebrachte echte berliner Sprüchwort „Bange machen gilt nicht“ beweist, daß man zwar eine scharfe, salzige und bittere Kritik höchlich liebt, ihr aber keine große Macht einräumt, weil man schon weiß, daß sie „über die Schnur haut“. Warme, volle, in ruhigem Schaffen unbeirrt sein wollende Naturen können daher dieses ewige Witzeln der Berliner nicht leiden und fühlen sich anfangs todtunglücklich. Daher der Ruf, Berlin vernichte jede Production; spürt man näher nach, so ist es nicht so schlimm, und nicht zu leugnen ist, daß dieses witzige Wetterleuchten die Atmosphäre rein erhält von manchen Dünsten und Düften, die sich anderswo breit auf Schaffen und Denken legen. Es geht aber allerdings oft viel zu weit.

Da wir eben diese Seite der berliner Intelligenz ins Auge fassen, so dürfen wir ein

Blatt nicht unerwähnt lassen, das sich recht eigentlich als Wappendevise dieses Witzeln und „Heruntermachen“ gewählt hat; es ist dies der „Kladderadatsch“. Er entstand in dem heißen Sommer 1848 und seine Windeln waren gefärbt mit dem Blute des Straßenkampfes. Von diesem seinem Ursprung hat er jetzt sehr wenig mehr an sich. Die später nothwendig erachteten Einschränkungen der Presse haben ihn nach und nach zu einem friedfertigen und unschuldigen Späßmacher gemacht, der, wenn er sich ja noch auf das Feld der Politik wagt, fremde Zustände bewizelt. Bei seinem Beginn und auch noch zwei Jahre lang war dieses Blatt eine wirkliche Macht; es wurde aber auch mit einer Energie geschrieben, und mit einem Aufwand von Witz und Kühnheit ausgestattet, der in Deutschland beispiellos war, und nur in England im „Punch“ etwas Ebenbürtiges findet. Dazu kam, daß ein talentvoller Zeichner sich der politischen Caricatur mit ebenso großem Glücke bemächtigte, als es die Feder im Texte that. Einzelne Blätter, die man aufbewahrt,

und sich jetzt noch zeigt, sind wahre Meisterstücke fesselloser, unerschrockener und bis aufs Blut ägender Satire. Der berliner Witz hatte sich hier zu einem Adel und einer Bedeutung aufgeschwungen, die ihn zu einer Macht stempelten. Es war natürlich, daß man diese Stimme zum Schweigen brachte; mit ihr vereint nach dem neuen System regieren, war unmöglich. Was das Blatt jetzt liefert, ist immer noch witzig genug, um auf dem Desserttisch der Machthaber einen vorübergehenden angenehmen Kitzel zu erregen; seine eigentliche Mission hat aufgehört.

Nebenbei muß man anerkennen, welche einen außerordentlichen Aufschwung sie gemacht, ja welche eine völlig neue Schöpfung die politische Caricatur seit dem Jahre 1848 geworden — sowol was Zeichnung betrifft, als auch technische Ausführung. Wie rasch sind Material und Darstellung zugleich gefördert worden! Wenn man hiergegen die schwachen, stümperhaft ausgeführten Illustrationen vor dem genannten Jahre betrachtet, welche ein Unterschied! Freilich,

die unnachahmliche Frische und die geniale Conception des „Punch“ ist nicht erreicht, allein den besten französischen Blättern dieses Genre kann sich der Kladderadatsch mit gutem Fug, was seine Illustrationen betrifft, an die Seite stellen. Es gilt dies Alles von dem Blatte, als es in seiner Kraft und Fülle war; doch auch so, wie es gegenwärtig ist, wüßten wir kein Blatt in Deutschland, das abgesehen von seiner politischen Bedeutsamkeit auch artistisch so frisch und trefflich ausgestattet wäre.

Ein kleines Wort über den Unfug der Illustrationen sei hier einzuschieben gestattet. Es ist wahrhaft ekelerregend, wie man's jetzt mit den Bildern treibt. Alles und Jedes wird gezeichnet, wüßt, klerig, schäbig — den Zeigefinger und den Daumen mit der fetten Druckschwärze färbend, wenn man diese Blätter anrührt. Von Kunstwerth, auch dem allergeringsten, ist längst nicht mehr die Rede; es sind eben nur Klere. Was soll das? Wem zum Nutzen wird dergleichen heillosen Spektakel verübt? Man sehe die Illustrationen allein in den Kalendern! Eine

Unzahl kaum erkennbarer kleiner Bildchen, die bald dieses Landschaftchen, bald jene Stadtansicht vorstellen sollen, bald ein elend componirtes Genrebildchen, bald eine völlig verunglückte Copie irgend eines Gemäldes. Alles in ungeheurer Menge, Alles entsetzlich billig. Aber wer hat Freude daran? Wenn man das Volk — wie es jetzt der banale Modeausdruck vorschreibt — dabei im Auge hat, so fragt sich, zu welchem Zwecke diesem gerade in der undeutlichsten Manier die unpassendsten und überflüssigsten Dinge beigebracht werden sollen. Gebildet wird der Landmann nicht durch ein so wüstes Durcheinander von Allerlei, künstlerisch angeleitet noch weniger. Sehen wir jedoch von diesen Kalendern ab, in welchen freilich der Unfug am weitesten getrieben wird, so erblicken wir eine große Anzahl Flugblätter und Zeitschriften, die ebenfalls ihre Leser mit der schlechtesten Waare von Illustrationen überschütten. Man sage immerhin, dergleichen ist nur für den Augenblick, allein die Woche, der Monat, das Jahr besteht aus Augenblicken,

und jede Minute etwas Verfehltes, Schwaches, Albernes oder Dummes sehen zu müssen, Das kann einen gesunden Menschen krank machen. Wir sind sehr für Illustrationen, aber für wenige und gute. Nicht jedem Stümper darf es erlaubt sein, sich des Steines oder der Holztafel zu bedienen, um darauf, im Interesse eines speculirenden Verlegers, ein Zeugniß seines Geistes- und Geschmacks-Bankrotts einzuschaben und einzuschneiden. Wie roh, wie ekelhaft cynisch und wie schlecht gezeichnet ist Alles, was gewisse Blätter liefern — wir wollen hier nur die Düsseldorfer Monatshefte (mit Ausnahme der zwei jeden Monat beigegebenen Steinzeichnungen) und die Münchener „Fliegenden Blätter“ nennen. Wenn das Wesen der Caricatur in nichts Anderm bestände, als daß man im Stile der „Plankenmänner“, wie sie von der genialen Hand der Schulbuben an jedem freistehenden Zaune geliefert werden, den Figuren ungeheure Mäuler, entsetzlich große oder fast unsichtbar kleine Nasen macht, und so weiter in allen andern Außendingen, dann

allerdings haben jene Blätter das Höchste in ihren Aufgaben geleistet. Aber diese trostlosen Caricatur=Schöpfer, die selbst mehr als ihre Schöpfungen der Caricatur angehören, sollen nur einen Blick auf jedes noch so winzige Bildchen des Punch richten, um zu sehen, wie das Zerrbild, wenn es künstlerischen Werth haben soll, behandelt sein will. Nicht jede dumme und grobe Frage ist eine Caricatur. Man sehe die französischen Caricaturen an, besonders da, wo sie Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben geben, namentlich die Illustrationen von Bertal, der genialen kleinen Kunstwerke von Grandville nicht zu gedenken. Allein der Deutsche ist in der Regel plump, wenn er scherzen will, er ist sofort mit einem großen Feldsteine bei der Hand, wenn es gilt eine Fliege wegzuschrecken. Die Ueberschwemmung mit Illustrationen der rohesten und leichtfertigsten Art hat auch noch den Nachtheil, daß der Kupferstich zurückgedrängt wird, daß die bessere und feinere Production auf Stein und Holz nicht zur Geltung kommt. Wo Unternehmungen der Art auftauchen, stößt sich

das einmal verwöhnte Publicum an den höhern Preis, und bedenkt nicht, daß eine gute Waare auch den ihr entsprechenden Preis in Anspruch zu nehmen hat. — Doch es ist begreiflicherweise hier nicht der Ort, noch mehr und Weiteres über diese Zeitunart zu sagen; es ist genug, auf sie hingewiesen zu haben.

Die öffentlichen Kunstanstalten. Die
Ateliers. Die Theater.

Es hieße den Zweck dieser Blätter verkennen, wollte man erwarten, daß ein ausführlicher Nachweis gegeben werde über Das, was Berlin an Sammlungen, die Kunst betreffend, besitzt; ebenso wenig darf eine Aufzählung aller Ateliers erwartet werden; es wird von Allem nur Das gegeben, was sich der Kenntnißnahme aufdrängt, sei es nun durch den wahren Werth der Production, sei es weil es Modesache geworden. Gelehrte Blätter gibt es, die gelehrt über diese Dinge Auskunft geben, um, wie der Deutsche es so sehr liebt, „gründlich“ sich zu instruiren; in diesen schlage man nach.

Berlin hat etwas unbeschreiblich Heiteres in seinen Straßen, Plätzen und öffentlichen Monumenten. Es ist — wie man sagen möchte — eine comfortable Stadt. Ueberall ist Platz —

nicht so übermäßig wie in Petersburg — sondern gehörig Platz für Haus und Mann. In Wien gibt es Straßen, die verlängerte Brunnen sind, dunkel, tief, ewig feucht, in Berlin sucht man solche vergebens. Die engsten Straßen gibt es in dem ältesten Theile der Stadt, im sogenannten Cöln. Auch macht das Einmischen der Gärten einen gar anmuthigen Eindruck. Ein grüner Baum inmitten von Häuserreihen ist wie eine Blumenvase auf einer wohlbesetzten Tafel. Welch ein hübsches Stückchen Garten bilden die vielgepriesenen „Linden“; es ist lächerlich, daß es Mode geworden, nicht unter den Bäumen, sondern nebenbei auf dem Trottoir zu gehen. Freilich gab es eine Zeit, wo selbst die „Linden“ politisirten; wo solch ein Baum von oben bis unten mit Placaten bedeckt war, und die schlimmsten demokratischen An- und Zureden las sich das Publicum von diesen unschuldigen Colporteurs ab. Oben im Gipfel rauschte es und sangen Vögel, unten stritten sich in grimmer Aufregung die geschriebenen und gesprochenen Stimmen. Jetzt hat dies aufgehört, und die

alten gelben und rothen Affichen haben wieder ihren Platz eingenommen, die da Nachricht geben von unschuldigen Concerten, Pferderennen, Kunststückchen, Vorstadttheatern und sonstigem Trödel einer großen Stadt. Die Bäume sind wieder anständig und loyal geworden; aber es nützt ihnen nicht; sie haben sich einmal compromittirt, jetzt geht man ihnen aus dem Wege.

Das prächtige Brandenburger Thor hat sehr viel von seiner Schönheit eingebüßt, indem man erlaubt hat, daß sehr hohe Nebengebäude sich haben daranschließen dürfen; dadurch erscheint das Thor gedrückt, der ganze Platz aus seinem Verhältniß gekommen. Das Gebäude, das hinzugekommen, hätte ein ganzes Stockwerk niedriger sein müssen, um dem Thor nicht zu schaden. Die Victoria, der Ruhm Preußens, darf auch in dieser Beziehung nicht verkleinert werden. Von dem Thore bis zum königlichen Schlosse macht die Muse Rauch's die Fremdenführerin. Dieser Künstler hat nicht weniger als vier große Standbilder in dieser kurzen Wegstrecke aufgestellt, unter denen eine Reiterstatue

sich befindet, und zwar die an Material und Arbeitskräften kostbarste, die in neuester Zeit ausgeführt worden. Man hat so viel Ruhmens von diesem Rauch'schen Friedrich dem Zweiten gemacht, man hat so oft und so laut verkündet, daß nun endlich einmal ein wahres, echtes Nationaldenkmal dem Ruhme des großen Königs errichtet sei, daß vor diesem tausendstimmigen Ruf die tausendundeine Stimme, die sich erlaubte, eine, wenn auch nur schwache Opposition zu bilden, sicherlich von Niemand gehört worden ist, und dennoch wird diese Eine Stimme sich ohne Zweifel durchzudrängen wissen, wenn dereinst der „Berliner Lärm“, ein Lärm, der lärmender ist als jeder andere Lärm der Erde, wird verklungen sein. Er verklingt sehr bald. So schmetternd er ist, so wenig lange dauert er. Rauch hat sich über Anerkennung nicht zu beklagen, und dennoch befriedigen seine Arbeiten die höhern künstlerischen Ansprüche nur wenig. Es mag sein, daß er immerdar nur zu sehr für rein äußerliche Zwecke gearbeitet hat, dieses schadet der poetischen Innerlichkeit eines Künstlers un-

gemein. Es ist so, als wäre ein Dichter gezwungen, immer nur Gelegenheitsgedichte zu machen. Fast die ganze Anzahl der Rauch'schen Productionen sind Gelegenheitsgedichte in Marmor oder Erz. Gut, wenn es noch Gedichte sind; einige sind nichts als gut gelöste Aufgaben. Diese Statuen-Macherei ist jedoch nicht ein Kennzeichen dieses oder jenes einzelnen Künstlers, sie ist das vorstechende Merkmal unserer Zeit. Wenn wir nach München blicken, so finden wir sie auch dort. Der einzige Thorwaldsen machte eine Ausnahme, er schuf Gebilde, aus innen heraus, nicht von außen nach außen. Jeder Bildhauer muß etwas vom Pygmalion an sich haben, er muß sich in seine Geschöpfe verlieben können; unsere Bildhauer verlieben sich nur in das Geld, das ihnen diese oder jene Bestellung einbringt. Daher sollte man füglich die Plastik auf einige Zeit ruhen lassen, so wie man dies mit der Bühne thun sollte, weil Das, was jetzt geschaffen wird, ins Leben tritt, ohne daß Der, der es schafft, und Der, der es empfängt, irgend ein wahres wirkliches Interesse daran

hat. Die schönen Künste, als organische Erscheinungen, wollen ebenfalls günstigen Boden, günstiges Wetter haben; besonders die Plastik ist eine nur nach langen Zeitperioden blühende Aloe; factisch ist sie nur einmal, das ist in Griechenland, zur Blüte gekommen, es ist möglich, daß ihr in den nächsten tausend Jahren wieder eine Blüte bevorsteht, unsere Zeit ist aber sicherlich nicht eine solche; darüber möchten wol alle unsere Winkelmannne einig sein. Portraitköpfe — die kann unsere Zeit schaffen, und die schafft sie auch und zwar in großer Vollendung, sobald aber der dem Kopfe anhangende Leib dargestellt werden soll, so hängt sich sogleich der Ballast unserer albernen Kleidertrachten an die Schwingen des Genius und zerrt sie hinab. Und dennoch welch ein Glück — unsere Bekleidung! Denn wenn wir das Nackte wiedergeben wollten, das heißt unser Nacktes, unser durch enge Stiefeln, alberne Hüte, zusammengeschnürte Taillen erbärmlich gemartertes Nacktes, abgesehen davon, daß wir schon von vornherein klägliche Leiber von der Mutter Natur erhalten haben, so wäre

das vollends der Todesstoß für die Plastik. Wir können also nur, wenn wir Nacktes geben, eine hundertfache, eine tausendmalige Copie der griechischen schönen Nacktheit geben. Es ist in der That gar wenig Spielraum für den Bildhauer. Aber das Genie, wenn es mit dem Bedürfniß zusammentrifft, öffnet immer mächtige Quellen, und so braucht man nicht bange zu sein: eines Morgens werden die Menschen erwachen und werden einen vortrefflichen Bildhauer haben, und werden staunenswerthe Werke des Meißels vor sich sehen, und es wird alle Welt mit Heißhunger wieder nach dem gemeißelten Wort verlangen. So ist's mit allen Künsten; es gehört „Hunger nach ihnen“ dazu. So wie es jetzt ist, fällt es Niemandem ein, Hunger zu empfinden nach dieser oder jener beliebigen Figur, auf diesem oder jenem beliebigen Platze.

Indessen der Meißel ist einmal in der Welt, in den Marmorbrüchen wird fortwährend Marmor gebrochen — also die Waare geht nicht aus auf dem Markte. Sie ist aber nichts weiter wie

Waare. Darüber darf man den Rauch, den Schwanthaler unserer Zeit keinen Vorwurf machen, ebenso wenig wie wir es den Laube, den Gutzkow, den Mosenthal unserer Tage es zum Vorwurf machen, daß sie nicht unsterbliche Schöpfungen liefern. Wir haben nur kleine Talente, überall wo wir hinblicken, wir haben aber auch nur eine kleine Zeit. Die Dinge gehen in der Weltgeschichte immer Hand in Hand.

Wieder auf die Rauch'schen Standbilder zu kommen, so ist es unsere Pflicht besonders über die Reiterstatue Friedrich's etwas Genaueres zu sagen. Hier müssen wir nun bekennen, daß das Reiterbild selbst, wenn es den seltsam verschnörkelten und verzierten, mit überladnem Prunk ausgestatteten Sockel nicht hätte, eine wahrhaft imponirende und in lebendiger Schönheit, naturwahrer Charakteristik vollendete Gestaltung abgeben würde. Aber das „Gestell“, wie der Berliner sagt, verdirbt Alles. Welch eine unglückliche Idee, unter den Pferdehufen eine ganze kleine Welt von Berühmtheiten zu versammeln

und sie hier durcheinander wimmeln zu lassen. Und unter dieser Masse kleiner Männnerchen befinden sich auch kleine Pferdchen und alles Das ist nur darum so klein und niedlich, damit der Held oben recht groß erscheine. Man hat ihm eine Berühmtheit in Folio geben wollen und darum war es nöthig, dicht unter ihm eine Berühmtheit in Duodez aufzustapeln. Wenn Raach dem Fürsten hat schmeicheln wollen, so ist das eine kleinliche, niedrige Schmeichelei; denn ohne Zweifel ist es der großartigen Denkungsart Friedrich's wenig angemessen seine ihm liebgewordenen Helden, mit denen er wie mit guten Kameraden und Freunden lebte, so tief unter sich im lächerlichen Durcheinander zu sehen; es wäre angemessener gewesen, sie ihm zur Seite zu stellen. Vollends kläglich ist's die armen Gelehrten in ihrem Winkel handthieren zu sehen, und man empfindet unwillkürlich ein lebhaftes Bedauern, den berühmten Philosophen von Königsberg seine schwierige Stellung unter einem Pferdeschwanz behaupten zu sehen. Alles das ist, behaupten wir, nicht im Geiste Friedrich's.

Er liebte seine Helden, er ehrte die großen Träger der Wissenschaft und des Lichts, mit ihnen zusammen, in ihrer Mitte ging die herrliche Heldenseele dem Ruhme und der Strahlenkrone der Nachwelt entgegen. Es ist überhaupt mit dem Schmeicheln eine eigene Sache; es ist eine althergebrachte Sitte, daß man den Fürsten die Wahrheit versagt und die Unwahrheit gibt, wenn diese Unwahrheit mit Goldflitter und Glasperlen auftreten kann. Hier tritt nun aber der seltene Fall ein, daß die Wahrheit gerade die schönste Schmeichelei ist; es ist also doppelt verwerflich Goldflittern und Glasperlen anzubringen. Hätte Rauch den König so hingestellt, wie er ihn einfach und wahr geschaffen, so wäre dem Wunsche des Patrioten wie des Künstlers ein Genüge gethan, er kam aber auf die unglückliche Idee zu schmeicheln und so entstand dieser Sockel, der nicht allein geschmacklos ist, sondern auch ornamental und architektonisch unpraktisch. Denn Niemand, außer den Abderiten, trostreichen Andenkens, wird eine Figur, wenn der Platz für sie ein gegebener ist, so aufstellen,

daß man von dem Reiter nichts als die Fußsohlen und vom Rosse nichts als den Bauch sehen kann. So steht aber jetzt die Figur. Man mag sich hinwenden wohin man will, man erschäuft keine günstigere Seitenansicht; an einer Ansicht von vorn oder vom Rücken ist bekanntlich bei einer Reiterstatue nicht viel gelegen. Stände die Figur auf einem einfachen Sockel, so wäre ihr und uns geholfen und die ganze kleine Puppenbude wäre dazu über Bord geworfen! Eine ungeheurer Vorthheil! —

Wir kommen noch einmal auf das Schmeicheln der Maler und der Bildhauer zurück; und wir erkennen bei diesem Beispiel von neuem, wie nöthig es ist, daß unsere Maler, unsere Bildhauer zu der so sehr verpönten und mit so großem Unrecht gelästerten und lächerlich gemachten Allegorie zurückkehren. Wir wollen dies gleich an den uns vor Augen stehenden Beispielen beweisen. Angenommen, ein Denkmal, das einem großen Manne, das einem Fürsten errichtet wird, soll immerdar Embleme enthalten, die die Macht, die Tugenden, die großen und seltenen Erfolge

preisen, welche der Held errungen. Welche Mittel stehen dem heutigen Maler, dem heutigen Bildhauer hierzu zu Gebote? Nur die materiellen Facta in historischer Auffassung! Da kommen nun solche Geschmacklosigkeiten zu Tage wie wir sie eben gesehen. Stellen wir neben dieses moderne Denkmal ein viel früheres, das des Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke, und sehen wir hier, welche Mittel dem Künstler bei seinem Bestreben seinen Fürsten und Helden zu verherrlichen zustanden und auch von ihm gebraucht wurden, so müssen wir unbedingt eingestehen, daß der poetische Gedanke, die Faßlichkeit der Idee und die Schönheit nebst Einfachheit der künstlerischen Ausführung auf Seiten des alten Künstlers steht. Er hat nicht die gesammte Berühmtheit der Zeitgenossen unter die Pferdehufe seines Helden gebracht, sowie es unser moderner Künstler, ungeschickt schmeichelnd, gethan hat, er hat nur vier gefesselte und bestiegte Sklaven an den Sockel seines Heldenbildes angeschmiedet, und welcher einen schönen Eindruck machen diese ebenso kräftigen, als in ihrem

Schmerz, in ihrer Demüthigung ansprechenden Gestalten. Wie schön heben sie ihre Arme zum Helden empor, wie trefflich ist der Contrast gedacht, der sieghaften Ruhe oben, der Zerknirschung, der Leidenschaft, der flehenden Bitte unten! Zudem ist hier kein Philosoph unter den Pferdeschwanz gebracht, sondern ein besiegter roher Volksstamm, und dies hat einen Sinn. Ein Fürst und Held, der rohe, wilde Stämme der Gesittung und Cultur zuführt, dem kann nicht wahrheitgetreuer gehuldigt werden, indem man die trotzigigen Riesen der Barbarei zu seinen Füßen gefesselt darstellt. Diese gelungene Schmeichelei — wenn wir sie so nennen wollen — war dem Künstler jedoch nur möglich, indem er die Allegorie zu Hülfe rief. Welch einen langen, gelehrten Umweg hätte unser Künstler nehmen müssen, ehe es ihm gelang zu sagen, was er hier gleichsam mit einem Worte gesagt hat. Mit der Malerei ist es dieselbe Sache und wir wollen diese Behauptung sogleich benutzen um hier einen Uebergang zu bilden zu den großen

Frescobildern Kaulbach's, die im neuen Museum in dem Treppenhause angebracht sind.

Wir verlassen also Rauch und seinen Großen Friedrich um in das Museum zu treten, das seine Säulenhalle uns entgegenhält, nicht lange nachdem wir das oben beschriebene Denkmal und die Linden verlassen.

Kaulbach hat den Mangel einer allgemein verständlichen Allegorie gefühlt und er hat dafür einen neuen Künstlerjargon an die Stelle gesetzt, aber es ist eine schwerverständliche, gelehrte und mit weithergeholten Beziehungen vollgepfropfte Symbolik geworden. Die Allegorie, wie sie die großen Maler des siebzehnten Jahrhunderts uns überantwortet haben, hat er nicht gemacht; ohne sinnbildliche Vermittlung hat er aber nicht zu malen verstanden, wie denn kein Dichter und Maler je zu malen oder zu dichten verstehen wird, und er hat demnach sich seine eigene Sprache geschaffen. Aber diese Sprache ist unverständlich. Man kann ein Kaulbach'sches Bild schon jetzt nicht ohne Commentar in sich aufnehmen; wie wird es später sein? Werden sich die Nach-

kommen die Mühe geben die Grammatik Kaulbach's immer mit sich zu schleppen, werden sie seine Eitelkeit, eine besondere Sprache sprechen zu wollen, nicht lächerlich finden, und werden sie sich nicht an die Verständlichkeit der Allegorie eines Rubens halten und die gelehrte Dissertation unsers Meisters einmal für allemal bei Seite lassen? Das ist die unglückliche Sucht neue Bahnen ängstlich zu suchen, wenn diese neuen Bahnen nicht von dem Genius der Geschichte und der Kunstentwicklung von selbst und naturgemäß dem Künstler gewiesen werden. Es ist wahr, die Spielereien des achtzehnten Jahrhunderts haben die Allegorie abgenutzt, aber ist dies ein Grund sie ganz bei Seite zu werfen? Kann ein Mittel, geistige Ideen und allgemeine Betrachtungen durch sinnliche Eindrücke zu veranschaulichen, ein Mittel, das die größten Geister früherer Zeiten angewendet haben, kann dies plötzlich, weil es die Mode so will, allen Werth verloren haben? Dies ist unmöglich.

Wir wollen auf Kaulbach's Schöpfungen etwas näher eingehen, aber auch nur etwas;

denn wir haben uns immer vorzuhalten, daß es hier nicht der Ort ist über diese Dinge irgendwie erschöpfend zu sprechen. Kaulbach hat den Thurmbau zu Babel gemalt. Die alten Maler haben diesen Gegenstand naiv aufgefaßt, sie haben einen wirklichen Thurmbau dargestellt, der ins Stocken geräth, weil die Arbeitskräfte nicht zureichen und die Baumeister sich unter einander entzweien. So erzählt auch die Bibel. Unserm metaphysischen Künstler war diese naive Auffassung aber lange nicht genügend; er legte in diesen Stoff die ganze Masse seiner historisch-philosophisch-völkergeschichtlichen Studien und damit hat er das Bild, das, wenn es in obiger Weise einfach und selbstsprechend ausgeführt worden, Jedermann verständlich gewesen wäre, zu einer gelehrten, eines Commentars bedürftigen Abhandlung in Farben gemacht. Man sieht ein halbvollendetes, kolossales Bauwerk, auf dessen oberster Abdachung die Gestalt eines zürnenden Herrschers sitzt. Zu seinen Füßen winden sich Sklaven und liegen Götterbilder zertrümmert. Unten zu Füßen des Thurms unterscheidet man

im Gewirre der fliehenden Figuren drei Gruppen. Die eine stellt einen Priester vor auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, der sich und die Seinigen rettet. Es sind heitere, schöne Gestalten und man erfährt, daß damit das spätere Griechenthum gemeint ist; eine andere Gruppe, gleichfalls aus der allgemeinen Zerstörung sich rettend, zeigt das spätere starre, orthodoxe Judenthum und die dritte Gruppe bezeichnet die Völker der spätern westlichen Cultur. Der Gedanke, wie man sieht, ist tiefkönnig und es läßt sich nichts dagegen sagen, daß dieser vielbesprochene Thurbau auf diese Weise symbolisch gedeutet werden kann; nur muß der Maler an den Umfang und die Anwendbarkeit der Mittel denken, die ihm gegeben sind metaphysische und philosophische Dogmen auszusprechen. Der Umfang dieser Mittel ist sehr gering. Die Welt des Malers hat es mit Sichtbarem zu thun und nur soweit kann er sich mit der Idee einlassen, als es ihm gelingt diese vollkommen verständlich — nicht dem Eingeweihten und Künstler — nein der großen Menge unter irgend eine Form zu

bringen. Wir möchten Hundert gegen Eins werten, daß ohne ausführlichen Ausweis Niemand auch nur von ferne auf den zum Grunde gelegten Gedanken des Bildes verfällt, Niemand erräth, was dieser zürnende König dort oben und was die fliehenden Gruppen hier unten bedeuten. Ein alter Künstler, wenn er sich überhaupt auf dieses Gebiet der Reflexion begeben, hätte zu der Allegorie gegriffen, zu den einmal hergebrachten, allgemein verständlichen Figuren; er hätte die drei Welttheile personificirt und diese jene drei Gruppen anführen lassen, er hätte es auf diese oder jene Weise angefangen aber sicherlich immer so, daß spätere Zeiten immer noch im Stande gewesen wären zu wissen, was er gewollt. Eine zweite Composition Kaulbach's, die zum gleichen Zweck, auch als Ausschmückung des Treppenhauses bestimmt ist, und die die Verherrlichung der griechischen Cultur darstellt, gleichsam das goldene Zeitalter Griechenlands, ist eine so frostige und gelehrte Composition, daß sie auch nicht ein Stäubchen von Dem an sich hat, was man sich mit etwas Phantasie von

der Gestaltenpracht unter dem sonnenfunkelnden Himmel dieses herrlichsten Landes der Erde denken kann. Eine Menge ernsthafter Personen steht da und läßt sich von einem langen, in einen faltigen Talar gehüllten Mann, der auf einem unglaublich kleinen Kahn herangeschwommen kommt, etwas erzählen. Dieser Mann soll Homer sein, jene Zuhörer die Weisesten und Edelsten und Berühmtesten der Griechen. Oben in den Lüften, gar nicht im Zusammenhange mit den Personen und Dingen auf der Erde wandelt ein Zug Götter dahin. Man kann dieses Land der Wunder nicht kälter und feindseliger auffassen, als es hier geschehen ist. Da wäre die Allegorie nun recht an ihrer Stelle gewesen, oder sie hätte sich vielmehr von selbst in Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt. Der Künstler hätte Schiller's „Oleußisches Fest“ lesen sollen um sich mit wahrhaft griechischer Heiterkeit befruchten zu lassen. Eine einzige kleine Skizze des im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebenden trefflichen Künstlers Garstens gibt mehr griechischen Himmel, griechisches Liebes- und Heldenleben als

alle die Figuren dieses mächtig großen Cartons. Gerade diese „Blüte Griechenlands“ zeigt an, auf welchem Abwege der Künstler begriffen ist, wie er durch Haschen nach grübelndem Tieffinn und nach gelehrtem Apparat die quellende frische Jugend und Schönheit des Genius gelähmt, wenn nicht schon getödtet hat. Es ist ein Unglück, daß heutzutage der Meißel docirt und der Pinsel philosophirt. Goethe sagt: „Bilde Künstler, rede nicht — nur ein Hauch sei dein Gedicht!“

Da wir nun einmal im Museum sind, so wollen wir auch über diesen imposanten und großartigen Kunsttempel einige Worte sagen. Das Haus ist schöner als Die, die es bewohnen; das heißt die große Mehrzahl der Bilder und Sculpturen sind bekanntlich lange nicht von Händen der Künstler ersten, nicht einmal von denen zweiten und dritten Ranges. Könnte man die Galerie von Dresden in diese Räume bringen, so könnte sich der Kunstfreund nichts Besseres wünschen. Das neue Museum hat noch herrlichere Räume, noch schönere Rotunden, noch hellere und weitere Säle als das alte, und

wird es erst völlig im Bau und in der innern Ausschmückung vollendet werden, so wird's unstreitig der schönste Kunsttempel in Deutschland sein. Da wir eben von unverständlichen Bildern gesprochen haben, so müssen wir noch nachträglich des verworrensten und unverständlichsten erwähnen, das uns jemals zu Gesicht gekommen; es ist dies die Frescomalerei, die man auf der Wand der Säulenvorhalle des alten Museums angebracht. Auf den ersten Blick sieht das Auge nichts als ein possierliches Durcheinander, eine Art Gestalten-Magout, eine verknottete und verwickelte Masse von einestheils blau angelaufenen, anderntheils rosenroth angehauchten unbekleideten Männern, Weibern und Kindern. Man sieht Höhlen, in denen braunschwarze Gestalten kauern, dann sieht man Figuren in den Lüften herumwüthen, gerade nur so weit, als ihnen der enge Raum, wo sie mit andern zusammenstoßen, gestattet. Kein Gott flüstert dem armen Beschauer mitleidig ins Ohr, was das Alles da oben zu bedeuten habe. Man muß sich abermals einen Commentar kaufen und da

erfährt man — ja man erfährt eigentlich auch da nicht um was es sich eigentlich handelt — genug, es wird Einem gesagt, daß der selbige Schinkel, der Erbauer des Museums, nebenbei ein tieffinniger Poet und ein mittelmäßiger Maler, ein Stück Schelling'scher Naturphilosophie hier dem Publicum offerirt habe. Es war ein Mißgriff ohne Gleichen, daß man gestattete diesen apokalyptischen Wirrwarr an eine Stelle hinzupflanzen, die dem Auge der großen Bevölkerung der Hauptstadt so sehr zugänglich ist. Was sollen nun diese Massen naiver und einfacher Beschauer, mit ihrem gesunden Sinn für das Allgemeinverständliche, für das Wahre und Faßliche in der Kunst, zu diesem Gallimathias in Farben sagen? Man sieht auch, wenn man die Physiognomie dieser Beschauer betrachtet, eine gewisse rührende Resignation auf alles Verständniß in ihren Zügen ausgesprochen, ein beklagenswerthes Staunen und ein lächelndes Verzweifeln. Hier und da wirft irgend eine feste Ariadne einen Faden hin, um durch das Labyrinth zu leiten, und es sind dann eine Menge ländlicher

Theseuse die daran weiter klimmen, aber plötzlich läßt dann wieder die ganze Masse muthlos die Unterhaltung fallen, und nur höchstens aus der sich verlaufenden Menge hält ein junger Soldat Stand, den Blick auf eine räthselhafte junge Nymphe oder Göttin heftend, die oben blau und unten roth angelaufen ist, und der Himmel weiß was für mysteriöse Gaben vertheilt oder empfängt. Die große schöne Rotunde am Eingange ist durch die oben angebrachten Gobelin's um einen Theil ihrer decorativen Einheit und Schönheit gebracht; es wäre sehr zu wünschen, daß diese Behänge wieder entfernt und anderswohin placirt würden. Das Museum selbst, seine Bildwerke und Gemälde sind bereits oft der Gegenstand ausführlicher Besprechung gewesen, deshalb möge kein Wort weiter hierüber folgen; auch über die Kunstschätze des neuen Museums wäre es vorzeitig genauer zu berichten, da das Ganze erst im Entstehen ist und bei der bekannten langsamen Art, wie Kunstwerke hier gefördert werden — man denke nur an die Gruppen auf der großen Brücke, die nun schon eine fast allzu

lange Zeit auf sich warten lassen — wol nicht so bald in seiner Vollendung vor das Auge treten wird. Ueber Einzelnes läßt sich jedoch schon jetzt etwas sagen. So sind die Räume, die zur Aufbewahrung der ägyptischen Alterthümer bestimmt sind, nach unserer Ansicht ein wenig kleinlich gerathen, und namentlich erscheinen die Gräbergrotten wie eine mit dem Gigantischen und Unheimlich-Großartigen getriebene Spielerei. Wie will man dieses alte Land der Wunder in ein kleines Cabinetchen bringen? Wie kann man von dieser Stadt der Todten ein kleines Modellchen geben wollen, indem man ein zierliches Grottchen, ein Sarkophagchen, ein Obeliskchen mit einem klein bißchen Schatten, ein klein wenig Finsterniß und einem Miniatur-Schrecken ausstattet. Dicht daneben an den hellen Fenstern treibt sich das Leben der Straße hin, das ganz moderne, profaische Leben. Die Aufstellung ist gewiß sehr lehrreich — der theatralische Aufpug hätte unterbleiben können. In den hellen Gemächern, die der Aufstellung der Gipsabgüsse der Antike gewidmet sind, hat die ausschmückende

Decorationsmalerei ein geeigneteres Feld gefunden; hier sieht das Auge wahre kleine Meisterwerke in kleinen Wandgemälden, die die griechische Natur, das damalige Leben in der schönsten Periode des Glanzes in glücklichen poetischen Compositionen darstellen. Es wäre zu wünschen, daß diese kleinen Bilder in gutem Farbendruck gesammelt erschienen; es könnte ein hübsches Heft geben, zugleich einige Ansichten der schönen Säle und Rotunden des neuen Gebäudes.

Wir gehen jetzt auf die Ateliers der Künstler über, von denen wir auch nur ein paar aus der Menge herausheben wollen, gern eingestehend, daß unser Urtheil nur das eines Laien ist und gerne Berichtigung annimmt. Nur sind wir ein abgesagter Feind jener Berichtigungen, die die sogenannten Kunstblätter bringen, gelehrte und engherzige, krittelnnde Zurechtweisungen, die sich an Kleinigkeiten hängen und darüber das Leben und die unmittelbare Wirkung der Kunstwerke bei Seite setzen. Mit dem Urtheil dieser gelehrten Blätter ist Niemand gebient, denn Niemand liest sie und ihre Stimmen dringen nicht in das

größere Publicum. Die Deutschen haben es nie verstanden — den einzigen Winckelmann ausgenommen — über Kunst populär zu schreiben und doch muß man gerade so unendlich klar, lieblich und schön schreiben über Gegenstände, die so unendlich klar, lieblich und schön sind. Dabei ist natürlich Ernst und Schärfe des Urtheils, wo sie hingehören, nicht ausgeschlossen; aber um des Himmels willen nur nicht die so sehr beliebte Gründlichkeit. Diese ist wahrhaft fürchterlich; sie mordet das Schöne; sie ist das Scalpirmesser in der Hand unserer modernen Wilden — der Pedanten, die aus Uebermaß von Cultur wieder wild werden. Ueber das Schöne spricht schön und vor allen Dingen nicht lang; sondern kurz, und vor allen Dingen nicht unverständlich, sondern verständlich. So wie Heinse über Rubens'sche Bilder spricht — so möchte man immer über Kunst sprechen hören; allein dies ist ein Ding der Unmöglichkeit; man hat nicht immer Poeten bei der Hand, die über Poeten sprechen; aber was man immer bei der Hand hat, ist ein richtiger Takt, ein guter, gebildeter

Geschmack und mit denen kann man ausreichen — das ist's aber, woran gewisse Zeitschriften und deren hoherhabene Ober- und Unterleiter auch keines Senfkorns Größe an sich haben. Die Franzosen verstehen es — aber freilich, sie sind nicht gründlich!

Der Maler, die vorzugsweise historische Bilder malen, gibt es in Berlin keine, vielleicht gibt's, der eigenthümlichen Stellung unserer gegenwärtigen Historie nach, in der ganzen Welt keine. Der Maler, der diesen anspruchsvollen Titel annimmt, setzt sich vor seine Staffelei, blättert in der Weltgeschichte und legt phlegmatisch hierhin oder dorthin ein Zeichen, indem er vor sich hinmurmelt: das kann gemalt werden! das gibt ein Bild! Nimmermehr kann dies die Art sein, wie wahrhaft lebensfeimende Bilder gemalt werden. Der wahrhaftige Historienmaler muß zu seiner Palette fliegen, es muß ihn Tag und Nacht drängen, bis er die stürmenden Gestalten, die in seinem Hirn und Herzen handtieren, auf die Leinwand bringt; solche Bilder haben denn auch eine Mission, sie erregen „Sturm im Lande.“ Dies ist die echte

Historienmalerei; nun gibt es noch eine andere: es ist die, die sich damit abgibt, Personen oder Zuständen zu schmeicheln, vor allen Fürsten und Gewalthabern. Auf diese Weise sind die kolossalen Panegyriken eines Rubens und van Dyk entstanden. Damit ist's aber auch nichts zu unserer Zeit; uns bleibt also jene matte Sorte, wo der Maler phlegmatisch in Becker's Weltgeschichte nach einem Stoff sucht. Da diese Historienmaler keine historische Maler sind und nie welche werden, so lohnt es sich nicht, weder von ihnen noch ihren Werken zu sprechen. Wir wollen erst wieder Historie haben, wirkliche, echte Historie, die wie flüchtiges Salz in die Nase beißt, und das Herz und die Sinne wacker macht — was wir jetzt haben, sind Polizeizustände.

Da keine Historienmaler vorhanden sind, so tritt der Genremaler in den leergehaltenen Posten und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er sich so breit macht und so hoch stellt, als nur irgend möglich. Ein solcher Meister ist Adolf Menzel, der eine ungemein lebhafteste und durchdringende Begabung hat, ein schöpferisches und selbstän-

diges Talent, das vor der großartigsten Aufgabe nicht zurückschreckt. Dennoch haben alle seine Bilder einen genreartigen Anflug und sind gleichsam wider Willen und Wissen ihres Schöpfers groß. Zu Allem, was dieser noch junge Meister schafft, treibt ihn eine feurige Seele, er ist der echte Künstler, der immer thätig ist, er mag sich befinden wo er wolle. Seine ganze Thätigkeit hat er dem großen Helden, Friedrich II., zugewendet, und mithin seinem Jahrhundert. Da ist es ihm gelungen wahrhaft staunenswerthe Werke zu liefern. Man sieht Friedrich gehen, sprechen — ja man sieht ihn denken! Ein so gewaltiges Sich-Einverleiben mit dem Stoffe ist bei einem Künstler, solange in der Welt gemalt worden, gewiß immer selten gewesen. Man begreift nicht wo unser Tausendkünstler diese Mienen, diese Gestalten, diese Stellungen her hat; ohne Zweifel hat er einmal schon gelebt, und zwar mitten unter diesen Leuten, die er jetzt malt. Gegen diese Wahrheit der Physiognomien, gegen diese Unmittelbarkeit der geistigen Erhalationen in Stellung, Situationen und

Gesten, ist Alles, was man bisher an Scenen dieser Art gesehen, nichts als Schatten. Man sehe hier Friedrich unter seinen Gelehrten und cynischen Spasmachern an der kleinen Tafel zu Sanssouci sitzen und man wird gestehen, von der Jovialität und Bonhommie der königlichen Miene an bis zu der kleinsten Falte im Tafeltuche muß nothwendig Alles so gewesen sein, wie es hier vor uns steht; eine solche poetische Nothwendigkeit liegt über das Ganze hingebreitet. Man steht stundenlang vor dem Bilde, bestiehet sich die einzelnen Köpfe und wenn man fortgeht, hat man mit d'Argens, Voltaire, Lamettrie, Keith — gesprochen. Ja, man hat mit ihnen gesprochen. Es macht die Wirkung wirklicher Erlebnisse, man sagt sich im Stillen: Voltaire hat Recht; seine Bemerkung war fein und wahr — was der König ihm erwiderte, ich hörte es deutlich, es klang wie Zurechtweisung, aber wie eine lächelnde! O, und was diese alten Generale für gute Antworten geben! Es ist ein köstliches Mittagmahl dieser kleine Fürstentisch; es ist mir sehr angenehm gewesen, daß ich habe da-

bei sein können! Dann plötzlich lächelt man und sagt sich: Es war ja Alles nur ein Bild! Auf einem andern Bilde sieht man den König die Flöte blasen — aber man sieht ihn nicht bloß, man hört ihn. Und die ganze Umgebung — man liest in der Seele eines Jeden; und die Seelen, in denen nichts geschrieben steht, da sieht man, daß nichts darin zu lesen ist. Da sitzen die Prinzessinnen Schwestern, die geistreiche medisante auf einem Stuhl, die hochfahrende ewig übelgelaunte auf einem Canapce. Die Erstere denkt: Mein guter Bruder — er ist ein großer Held und ein großer König — aber seine Flötenconcerte: etwas langweilig! Freilich meine edle Schöne; eine Unterhaltung mit Trenck wäre amüsanter. Die Zweite denkt: D es ist doch nichts himmlischer und herrlicher, als einen berühmten Bruder haben, der in Allem vortrefflich ist, und dann dieses berühmten Bruders Schwester zu sein; aber dennoch bin ich leidend und fühle mich unglücklich. Unter den Hofleuten grassirt tüchtige Langeweile, Hoflangeweile unter den anständigsten Formen; die anständigste ist

die der Entzückung, während die wenigst anständigste die ist, die sich damit abgibt die Rosetten an der Decke zu zählen und zehnmal das Taschentuch hervorzuziehen und wieder einzustecken. Unter den Musikern, die nicht gerade damit beschäftigt sind der kleinen königlichen Flöte auf Schritt und Tritt zu folgen, herrscht jene feine künstlerische Impertinenz, die trotz alles matten beifälligen Lächelns doch unerbittlich über jede falsche Note innerlich Buch führt. Besonders ist die leidende, geduldfreundliche Stellung des alten Quanz, der frühe schon Leid und Freud des flötenspielenden Helden, insoweit dessen Kriege und Siege sich das kleine Feld der gedruckten Notenblätter zum Schauplatz wählten, theilte, bemerkenswerth. Auch hier, wie in der Tafelscene, ist Alles lebensvolle Wahrheit und poetisch wieder reproducirte Zeit und Sitte. Wir wissen in der That nicht, was solchen Bildern an dem Titel: „historische Bilder“ fehlt; und dennoch — fehlt ihnen etwas. Wir wollen hierüber die Kunstkenner streiten lassen, unsere Sache ist es einen Maler wie Adolf Menzel mit vollem Jubel

zu begrüßen. Wenn wir wieder Historie haben werden, etwas worauf sich jedes Kind in Deutschland freut — dann werden wir plötzlich eines schönen Morgens Herrn Adolf Menzel Historienbilder malen sehen; und er wird denn schnell das „Etwas“ selbst hinzugefügt haben, was jetzt noch fehlt und was wir nicht zu bezeichnen wissen. Sein Friedrichsbuch ist ein unschätzbares Geschenk, das er der deutschen Jugend gemacht.

Etwas, wofür wir unserm Künstler besonders danken müssen, ist, daß er uns von der faden Idealität und Sentimentalität der Düsseldorfer Schule zu befreien trachtet. Es konnte nichts Trostloseres geben als diese Kirchengängerinnen, als diese trauernden Königspaare, als diese Mimili's unterm Engel- und Nonnenröckchen. Doch muß unser Künstler sich hüten vor dem andern Extrem. Sein Weg, den er eingeschlagen, und auf dem er zu so herrlichen Resultaten gelangt, hat dicht neben sich ebenfalls Abwege; es ist der Weg des Charakteristischen und der hat in der Literatur und Kunst in Frankreich

schon zur Frage geführt. Die Anhänger dieser Doctrin sind vor keinem Dinge so sehr auf ihrer Hut als vor dem Schönen. Dieses nennen sie Verweichlichung und fliehen's wie die Pest. Die ärgste Abnormität, die ekelergendste Häßlichkeit und Verzerrung ist ihnen lieber, als auch nur der leiseste Zug, der an Ideal und Schönheit erinnert. Nun ist aber ein echter Historienmaler ohne den Cultus der Schönheit, ohne Anwendung des Ideals nicht denkbar und hierin, fürchten wir, liegt jenes „Etwas“, das unserm Menzel fehlt, der entschieden auf dem Pfade der „Grimassiers“ hier und da zu wandeln die größte Lust bezeigt und zwar nur aus abergläubiger Furcht, daß ihm nicht etwa doch, trotz aller angewandten Vorsicht, die bösen Gespenster Ideal und Schönheit in den Weg laufen. Es geht ihm aber wie im Märchen, wo man gewisse unangenehme Gäste weit von seinem Hause weggescheucht meint und es sich dann findet, daß sie recht eigentlich im Innersten der Hütte Platz genommen haben; so wohnen die Schönheit und das Ideal in unserm

Künstlers Seele, sind wir fest überzeugt, obgleich er sie äußerlich verfolgt. Sonst müßte er eben nicht der Poet sein, der er ist.

Von den Portraitmalern ist es Herr Magnus, der uns besonders anzieht durch das Innerliche seines Colorits. Wir finden kein passenderes Wort, um eine gewisse Art der Färbung auszudrücken, die auf dem Leben wurzelt, nicht äußerlich angeschminkt ist. Solch eine Art hat Titian, haben alle große Coloristen. Man kann mit Schatten und Licht, besonders mit dem zauberreichen Apparat des Helldunkels, ganz schöne Kunststücke hervorbringen, ein wahres Colorit wird auf diesem Wege nicht erzielt. Man muß dem Fleisch ansehen, daß es gewachsen ist, daß es eine sinnlich producirte und sich noch immer weiter producirende Masse ist. Vielleicht ist dies zu derb ausgedrückt, doch man sucht vergeblich nach Worten für Etwas, das sich besser anfühlen und anschauen als beschreiben läßt. Man hat das Geheimniß der Form so ausdrücken wollen, daß wenn etwas Rundes auf einer Fläche dargestellt wird, es so dargestellt werde,

daß man versucht wird, darum herumzugreifen. Das Geheimniß des Colorits möchte so auszudrücken sein, daß man so male, als fühlte man den Knochen hervor. Der Maler wird wissen, was damit gesagt ist. Der Knochen, das Fundament und das bedingende Princip des Colorits wirkt überall mit, auch da, wo eine Fülle von Fleisch sich darüber breitet. Der Portraitmaler, der sein Colorit versteht, hat es zuerst mit der Knochenbildung zu thun, aus dieser Bildung hervor, wie eine Blume aus der tiefverborgenen Wurzel, erwächst die Blume des Colorits. Man sehe einen Kopf, der eine feine, schwächliche, zerbrechliche Schädelbildung hat, das Colorit des auf diesem Knochen angewachsenen Fleisches wird weißlich=bläulich=hellröthlich sein, dagegen eine derbe, feste Knochenunterlage jene gesunden, braunrothen Tinten hervorrufft, die uns Rubens in seinen männlichen Köpfen zu geben weiß, seine weiblichen sind nicht alle wahr colorirt; er malt dabei zu sehr nach einer einmal vorgefaßten Meinung. Wir kommen aber von Herrn Magnus ab. Die Sache ist, daß wir

bei ihm jenes feintastende Farbenbewußtsein entdeckt haben, das nie mit sich abschließt, das immer neu forscht und sucht, und das wir eine so glückliche, eine so unentbehrliche Zugabe, besonders bei einem Portraitmaler, finden. Dazu aber gehört, daß der Künstler so gestellt ist, daß er sich einigermaßen seine Köpfe wählen kann, und dies ist hier auch der Fall. Daß Herr Magnus vorzüglich Frauen malt, und unter diesen wiederum die schönen und anmuthigen besonders gern, ist eine Sache für sich; genug, daß er eine Reihenfolge wahrhaft künstlerischer Portraits geliefert hat, an denen die moderne Kunst — denn bald werden wir fast nichts Anderes haben als Portraitmalerei — eine große Bereicherung gewonnen hat. Wir wollen aus der nicht ganz geringen Anzahl seiner Bilder zwei herausheben, die Portraits der beiden Künstlerinnen Jenny Lind und der Gräfin Rossi. Vergleicht man gegen diese Auffassung diejenige Art und Weise, wie man noch vor vierzig Jahren zurück malte, so erfreut man sich an dem künstlerischen Maß und Ziel, an dem Geschmack

und der gehaltenen und besonnenen Grazie dieser Bilder, die berühmte Modegestalten darstellen, die früher nicht genug ins Affectirte gezogen und ins Schöne carikirt konnten zur Anschauung gebracht werden. Wir kommen auf den obigen Satz zurück, daß Herr Magnus seine Aufgaben sich wählt und an jeder neu studirt und forscht. Deshalb veralten seine Bilder nie, er hat ihnen etwas von jenem geheimnißvollen Lebenselixir einzuflößen gewußt, die die Schöpfungen eines van Dyk, eines Titian ewig leben läßt.

Die Werkstätten der plastischen Bildner — es sind deren sehr wenige — haben uns nicht angesprochen. Es thut sich eine Armuth der Motive kund, die für die Zukunft nichts erwarten läßt, wie sie von der Vergangenheit nichts genommen hat. Was soll man zu der Gruppe der Riff'schen Amazone sagen? Was soll dies Motiv? Wie unbekannt, wie fremd! Von den drei dargestellten Geschöpfen ist nur eines in unsern Gegenden einheimisch — das Pferd. Den Tiger hat man nicht, eine Amazone auch

nicht; am wenigsten hat man jemals Gelegenheit gehabt, diese drei Dinge in einem solchen Knäuel zusammengepackt zu sehen. Man muß dem Künstler aufs Wort glauben, daß diese drei Bestien — man verzeihe, daß wir die Amazone auch dazu rechnen — wenn sie auf eine fatale Weise Eins dem Andern in den Weg laufen, sich ungefähr so herumbalgen werden. Möglich! Aber wozu das? Es ist eine zoologische Curiosität! Ein Freiligrath'sches Gedicht, mit Müß und Angst aus unendlicher Ferne hergeholt und mit schwierigen pikanten End- und Klappreimen versehen; hier sind die Reime in Bronze gegossen. Was sollen überhaupt die wilden Thiere, die man jetzt sich in die Ateliers eindrängen sieht — der Mensch — und immer wieder der Mensch! Das sei der Vorwurf. Bei der Riß'schen Gruppe spielen offenbar die Thiere die Hauptrolle und der Mensch ist so gefällig, bei dieser Gelegenheit auch mehr Thier zu sein als Mensch, denn welches edles menschliches Motiv wäre bei diesem Wildfang von einem Weibe zu finden?

Doch genug; die Gruppe wird bewundert, gerühmt — wir wollen Niemandem die Freude an ihr nehmen, nur wir können keine empfinden. Ebenso wenig sagen uns die Arbeiten zu, die wir in andern Ateliers gefunden haben, und die diesen Weg weiter verfolgen: ein Schäfer, der sich gegen einen Leoparden vertheidigt, eine Giraffe, auf deren Rücken ein Tiger sitzt — ein Kampf mit einer Schlange! Ach, wer hat Freude an all diesen Dingen! Wer möchte dergleichen auf seinem Schreibtische aufstellen, oder in seinem Zimmer dulden! Die Künstler sind hier aber zum großen Theil unschuldig; Der Ursprung der Armuth der Motive ist ebenfalls, wo all unser sociales Misere und die Kleinheit unserer Zustände herkommt, aus der Brüderie und der Heuchelei der Zeit herzuschreiben. Man behauptet, nichts Nacktes mehr sehen zu können, und der Bildnerei das Nackte nehmen, heißt ihr die Kehle zuschnüren, oder sie zwingen — unter die Bestien zu gehen. Das Letztere thut sie jetzt. Das Vorherrschen der Thierfiguren ist eine fast komische Unart unserer Zeit, so zum

Beispiel die große Masse von Bildern, zum größern Theil in vortrefflichen Schwarzkunstblättern, die Hunde aller Racen darstellen, und die ins Tausendfache vervielfältigt erscheinen. Was soll das? Hier und da auf einem Genrebildchen die ernsthaft gravitätische Schnauze eines Bulldoggs, oder die spitze kleine böshafte oder naseweise Physiognomie eines Schäferhündchens dargestellt zu sehen, ist ganz gut hinzunehmen, allein ganze Blätter mit diesen Gegenständen der vierbeinigen Welt, die uns umgibt, auszufüllen, kann zu einer ekelerregenden Zeitnarrheit werden. Man denke sich das Zimmer einer jungen Dame oder eines friedfertigen stillen Gelehrten, an dessen Wänden nichts als klaffende, bellende, haarsträubende oder gähnende Bestien zur Schau gestellt sind, und auf den Kissen und Consolen der Blick wiederum nichts Anderes erblickt als Tiger, Leoparden, Affen und wiederum Hunde. So weit ist es aber bereits gekommen. Wie ganz anders unsere Vorältern, die ihre Augen erquickten durch einen guten Stich von Müller oder Chodowiecki, die auf ihren Tischen jene niedlichen

kleinen Figuren und Gruppen bewahrten, die die Fabriken zu Dresden und Berlin in Biscuit und in Porcellan lieferten, und die unter Blumen spielende Kinder, oder Schäfer und Schäferinnen, oder Göttergestalten darstellten. Man schilt das achtzehnte Jahrhundert geschmacklos, das unsere ist es recht eigentlich mit seinem Hochmuth, seiner leeren Prahlucht, seiner Heuchelei und Brüderie.

Da wir von Heuchelei und Brüderie sprechen, so ist hiermit von selbst die Brücke gebaut für ein Institut, das sich nur erhält, indem man ein Interesse dafür heuchelt und dessen Wiederaufleben man einmal für allemal unmöglich macht, indem man es durch Brüderie strangulirt. Wir meinen hier nicht allein die Sittenprüderie, obgleich die auch schon hinlänglich ist eine wahrhafte dramatische Kunst zu tödten, sondern auch, und dies vorzüglich, die politische Brüderie unserer Tage. Beide zusammen haben jene Interesselofigkeit des Publicums erzeugt, an denen das Theater gegenwärtig zu Grunde gegangen ist, denn daß es wahrhaft und in dee

That zu Grunde gegangen, daran wird Niemand zweifeln, der überhaupt über Kunst und deren Fleischwerdung in der Zeit nachgedacht hat. Man kann Theater haben, man kann täglich hineingehen, man kann sogar einzelne gute Schauspieler haben — und man hat doch keine Bühne. Wir haben eben gesagt, daß sittliche und politische Prüderie unsere moderne dramatische Kunst in den Boden treten, allein es kann auch sein, daß überhaupt die Ungunst der Zeit dieser Kunst entgegen ist. Alles in der Welt hat seine zeitweise Blüte, ist diese vorüber, so vegetirt die Pflanze zwar fort, allein sie zeigt ein fauliges, fahles Grün und dürre Zweige. Werfen wir einmal einen Blick auf das Repertoire eines halben Jahrhunderts. Es ist in der That Alles dagewesen. Die große Tragödie unter Goethe und Schiller erwachend schritt über die Breter und verschwand; damals waren Gebildete und Volk im Theater, außerhalb Niemand. Nun kamen die fremden Muster, die Shakespear=Wüthigen, die Calderon=Ländler, da befanden sich nur noch die Gebildeten

im Theater, außen blieb das Volk. Ein Schritt weiter und die Intriguenstücke erschienen, die feinen Jongleurieren, wo das Stäbchen nie auf den Boden fällt, sondern immer durch geschickte kleine Gegenstöße hin- und herparirt wird; das war eine dramatische Taschenspielererei, das wollten zuletzt nicht einmal die Gebildeten sehen, das Volk verstand es nun gar nicht und im Theater blieben nur die Müßiggänger sitzen, die Leute, deren Rente und Zeit es erlaubt, zu gewissen Perioden des Tages oder der Nacht entweder in diesem oder jenem Vergnügunglocal, in dieser oder jener Tabagie sich einzufinden, und die gehörigen Stunden abzusitzen und durchzuplaudern. Diese Phalanx hielt auch still, als das Theater in sein letztes Stadium eintrat, wo es sich jetzt befindet, nämlich all das Dagewesene pêle-mêle hintereinanderzugeben, um nur einen Abend zu füllen, womit, ist gleich, denn für keines dieser Genres, die einst Epoche machten, interessirt sich das Publicum. Dies ist eine Erfahrung, die jede Direction machen kann, weil jede Direction sie selbst hervorruft, und hervor-

rufen muß, denn es ist schlechterdings eine Unmöglichkeit etwas hervorzufuchen, was heute noch Wirkung machte, so in der dramatischen Kunst, so in der Oper. Das Geheimniß ist gelöst, wenn man sagt: die Empfänglichkeit fehlt. Es müssen große Stürme kommen, mächtige und schreckenerregende Umwälzungen, um bei dem jetzigen oder dem nächstkommenden Geschlecht wieder das Verlangen zu erregen, die Kunst wiederum als ein Bedürfniß herbeizuwünschen, als ein Mittel die müde Seele zu erheben, die Kraft neu zu stärken, das durch Schrecken und Verwilderung scheue Auge wieder an dem milden Glanz und dem süßen Frieden, den die Künste aushauchen, wenn man sie nicht mißbraucht und sie zu leeren Reizmitteln erniedrigt, zu erlaben. Mit einem Worte, es muß ein Hunger nach Kunst da sein, ein Hunger, wie er nach den großen Völkerschlachten und Völkerwanderungen sich zeigte, da die Vandalenstürme endlich schwiegen und aus Klöstern und auf Märkten die Blume feiner Schöpferkraft emporblühte, wie nach dem rasenden Orkan, den die Reli-

gionskriege dreißig Jahre über die entsezte Welt hinjagten, in allen Gauen deutscher Erde Sehnsucht gefühlt wurde, sich irgendwo in einem Winkel der Erde zusammenzusetzen und dem Worte des Dichters, dem Klange der Musik zu lauschen. Aber wir sind bei alledem weit entfernt zu wünschen, daß unser Leben zertrümmert werde, damit unsere Kunst erblühe; ohnedies würden wir von dieser neu erblühten Kunst noch nichts zu schmecken bekommen, und würden nur das Blut hergeben müssen, das den Boden befeuchtet, in welches die neue Melpomene ihre Purpurtoga taucht, um unsere dritte oder vierte Generation zu entzücken. Lassen wir das Theater also geduldig da, wo es ist, und wenn es nicht in unserer Macht steht, sämtliche Bühnen für unendlich lange Ferien zu schließen, so wollen wir wenigstens uns das Wort geben — wir, die wir meinen, die wahre dramatische Kunst zu kennen, zu achten, und zu lieben — nicht ins Theater zu gehen, so lange wie es ein „Vergnügungsllocal“ ist wie jedes andere.

Wir kommen auf die sittliche und politische

Brüderie zurück, und wollen in Beziehung auf das Theater auch über diese Hemmschuhe und Zwangsjacken, die wir der Kunst anlegen, ein paar Worte sagen. Wenn das Theater sehr häßlich und zierlich wird, wenn es immer die „beste Gesellschaft“ repräsentiren will, wenn es immer so beschaffen sein will, daß eine Mutter ihre Töchter hineinführen kann — dann geht alle wahre dramatische Kunst in die Brüche, denn welche Bühne, wir mögen von dem Theatrespielkarren und der ersten Bretterbude bis auf das geniale Theater unserer fünfzig Jahre zurückliegenden Glanzperiode hinschauen, nie und nirgends hat sich die Kunst ihre sittliche Freiheit nehmen lassen, und die besteht darin, den Menschen zu zeigen wie er ist, und allen Flitterfram und alle falsche Gewandung fortzustreifen. Ueber diesen Punkt möchten wol alle Dramaturgen einig sein, über den zweiten, den der politischen Brüderie, werden sie ebenfalls einig sein, nämlich Die, die es wahrhaft gut mit der Bühne meinen, nicht zu ihren versteckten Feinden gehören. Man muß dem Theater einen offenen Eingang

zum Leben lassen, damit immer ein voller Strom der eben herrschenden Meinungen und Ansichten, Irrthümer oder Wahrheiten, gleichviel, auf die Bühne dringe. Die Directoren werden erschrecken, denn es heißt dies in der That nichts Anderes: das einzige Mittel, wieder ein großes, allgemeines Interesse an der dramatischen Kunst hervorzurufen, wäre, das Theater revolutionären Elementen aufzuschließen. Versucht dies auf eine Woche und alle Theater Europas werden zusammenbrechen unter der Wucht der Besucher. Aber dies zu wünschen wäre Wahnsinn; unter den jetzigen Verhältnissen auch nur einen annähernden Versuch zu machen, ein solches Resultat zu bewirken, wäre Verbrechen; wir sprechen nur diesen Satz so unumwunden aus, um mit einem Worte die ganze Sachlage des Processes herzustellen. In der That so ist es. Man will auf dem Theater die alten Liebeshändel nicht mehr sehen, die närrischen Possen eines ganz unmöglichen Zufalls, und die kleinen naiven Situationen, die niedlichen albernen Intriguen, die vor

zehn Jahren noch entzückten; man ist durchaus nicht mehr neugierig zu erfahren, an wen der Oheim sein Mündel verheirathet, ob an Diesen oder an Jenen, oder ob er gar ste selbst heirathet — aber man würde stürmisch jauchzen und applaudiren, die Sitzung einer modernen Ständekammer mit anzuschauen oder bei Nacht und Nebel eine gewisse Reisekutsche über die Bühne eilen zu sehen, aus deren Fenstern ein Regenschirm und ein paar durch bürgerfreundliche Händedrucke abgenutzte Handschuh blicken. Aber wie gesagt, dergleichen ist unmöglich, und wir wollen uns zufrieden geben ohne Theater und ohne dramatische Kunst eine zeitlang weiter zu leben, dem Himmel dankend, daß uns das Loos nicht gefallen ist, ein sogenannter dramatischer Dichter unserer Tage zu sein, sicherlich das unnütze Möbel, das irgend gedacht werden kann.

Von dem jetzigen berliner Theater nunmehr zu sprechen, wird nach Obigem kaum mehr nöthig sein. Es ist nicht besser und nicht schlechter als alle andern Theater; es hat keine Talente, die andern haben auch keine, endlich gibt's

Uebersetzungen, und gerade dies geben die andern auch. Ein Unglück für ein Theater ist einen wahrhaft kunstliebenden, thätigen und einsichtsvollen Director zu haben, denn dieser müht sich umsonst und hilft nichts; er ist gleich dem Geliebten, der an eine an der Schwindsucht leidenden Braut gekettet ist; er steht sie mit Thränen in seinen Armen sterben. Besser ist's, einem gefühllosen, für die Leiden der Kunst nicht empfänglichen Mann die Leitung der Kranken zu übergeben, er wird thun, was ihm die Pflicht als Krankenwärter vorschreibt, weiter nichts, und kommt die Leidende um, so macht ihm dies kein Haar grau, und er geht ruhig seine Wege. Gefühlvolle Directoren können auch der Bühne in unsern Tagen unendlich Schaden thun, denn sie werden von der Illusion nicht lassen, daß immer noch die Kunst zu heben sei, sie werden Talente suchen und werden Schriftsteller aufmuntern zu schreiben — Alles zu ihrer eigenen und fremden Noth und Demüthigung, denn es geht nun einmal nicht, und wird mit aller Anstrengung nicht gehen. Dagegen un-

gemüthliche Directoren, die in einer naiven Unwissenheit leben über Das, was auf den Brettern ehemals geschehen ist, den Maßstab ihres Verhaltens nur danach einrichten, ob ihre unmittelbar Vorgesetzten und ihre Protectoren mit ihnen zufrieden sind, und diese zufrieden zu stellen, gehören bekanntlich Dinge, die zu Kunst, Literatur und Geschmack oft nur eine sehr entfernte Beziehung haben. Für diese Art Directoren gibt es auch keine öffentliche Stimme und keine Journale. Denn wozu: sie wissen Alles, was sie wissen sollen.

Das Friedrich=Wilhelmstädter Theater versprach eine sehr lebhaft angeregte und anregende Bühne zu werden; allein sie hat einen Anlauf genommen und ist nun stehen geblieben, vermuthlich weil man auf ihr jedes Bezügliche auf die Mitwelt und deren Interessen verboten hat. Lauter Possen machen es jetzt nicht mehr, das sieht man in Wien, wo drei der eminentesten Talente für die niedere Komik wirken und doch nicht das alte lachende Wien mit seinem überschwänglichen Frohsinn zurückzaubern kön-

nen. Wie sollten dieselben alten Poffen, die selbst in Wien, an ihrer Heimatsstelle, nicht mehr elektrifiren, wie sollten sie hier in Berlin, wo ein wesentlich anderes Genre des Volkswizes gilt und stets gegolten hat, irgend auf lange einer Bühne ihr Leben sichern. Das vormärzliche Berlin hatte an den Leistungen Beckmann's, und an den Mantespäßen seine Localfarbe; es scheint aber, als wolle man durchaus nicht in dieses Genre wieder einlenken; die komischen Figuren, die der Kladderadatsch geschaffen hat, und die völlig volksthümlich geworden, das komische Pärchen Schulze und Müller, die so amüsante Fragen thun und sie sich selbst so amüsant beantworten, dann der unübertreffliche jüdische Banquier Zwickauer und die Lieutnants Strudelwitz und Brudelwitz, diese Figuren aufs Theater gebracht, würden von großer Wirkung sein, und würden reichlich den alten Mante ersetzen, allein sie müßten dann ihrer politischen Maske treu bleiben, und dies würde aus bekannten Gründen nicht gestattet werden. Es ist dabei eine auffallende Erscheinung, daß, je mehr die Nah-

rungsstoffe, von denen eine wahre dramatische Kunst zehrt, sich mindern, desto vielfältiger die Theater werden. Es sind eine große Anzahl kleiner Bühnen vorhanden, und stehen noch einige in Aussicht. Freilich sind mit den meisten derselben Gärten und Restaurationen im Freien verbunden, sodaß die Theatergenüsse so recht eigentlich nebenbeilaufen. Gegen diese Art von Bühnen, die ihr Brettergerüste im Freien aufschlagen, und wo das Publicum unter grünem Laubdach behaglich an Tischchen vertheilt, zuschaut, läßt sich eigentlich nichts sagen, und die dramatische Kunst würde dabei ihren Vortheil finden, nur müßten dann diese champêtre Bühnen eine gewisse Grenze nicht überschreiten, sie dürften nicht, wie es hier geschieht, sich an größere Dramen oder gar an fünfactige Opern wagen, sondern müßten kleine, für diesen Zweck eigens geschriebene Localpossen geben, deren Motive aus dem nahen und nächsten Leben genommen, es müßten auch Schminke und fremder Flitterstaub nebst Anpuz, beides beim Sonnenlicht so häßlich wirkend, gänzlich vermieden

werden. Ein solches sogenanntes Sommertheater, wenn ein guter Komiker, ein wirkliches Talent, die Unternehmung unterstützte, könnte allerdings vortreffliche Geschäfte machen, und würde selbst den Kenner befriedigen. Nur wäre politische Lizenz, wenn auch in noch so kleiner Dosis bewilligt, unumgänglich nöthig.

Schluf.

Wenn wir die Physiognomie beider Städte im Allgemeinen ins Auge fassen, und die Frage aufgeworfen wird, in welcher es sich angenehmer leben läßt, so müssen wir natürlich fürs Erste die Beschaffenheit des Fragenden berücksichtigen und unsererseits die Frage stellen, was er „angenehm leben“ nennt. Es gibt heutzutage eine große Anzahl Leute, die hierüber nicht mit sich im Klaren sind, was sie ein angenehmes Leben nennen sollen; und es ist allerdings nicht so leicht, sich selbst darüber zurecht zu finden. Vor zwanzig Jahren zurück wußte man dies sehr genau. In den Zeiten eines Friedens, der wie es schien, unerschütterlich war, sowie er denn in der That auch über dreißig Jahre gedauert hat, war man leicht mit sich fertig: eine gutbesetzte Tafel, ein treffliches Glas Wein, eine Gesellschaft, wie

sie Epikur sich wünscht und man hatte Wien gewählt. Kleine harmlose Späßchen, viel Literatur, Paraden und Manöver — Festreden und Festgelage — und man hatte Berlin gewählt. Das ist anders geworden. Das frühere Wien ist nicht mehr das jetzige, das jetzige Berlin nicht mehr das, in welchem Henriette Sontag und das Königsstädtische Theater, die Weinhandlung Lutter und Wegener, in ihr Hoffmann und Devrient ihr Wesen treiben. Man hört darum klagen, daß man nirgends angenehm mehr leben könne, daß es überhaupt mit dem harmlosen, glücklichen, friedlichen Lebensgenuß vorbei sei. Man ruft jammernd aus: Was hilft es uns nun, daß man den Comfort und den Luxus bis ins Dreifache erhöht hat; daß man Polsterstühle erfunden hat, in denen es sich zugleich sitzen und liegen und schaukeln läßt; daß man das Gas erfunden und dadurch eine so herrliche Beleuchtung geschaffen hat, daß man mit Hülfe der Eisenbahnen eine in Paris gefertigte Pastete fast warm noch auf den Tisch gesetzt erhält, daß eine noch zappelnde Forelle aus dem Schwarz-

wald und ein Dorsch aus Hamburg lebendig anlangt — ach, was hilft das Alles, wenn die prächtigen Schmausereien nicht so recht in behaglichem Gelächter, unter köstlichen Späßchen, in der ungetrübtesten Laune bei vollkommen feststehenden Renten verzehrt werden! Ach, was hilft, was hilft uns die pikanteste Sauce, wenn uns wider Willen der Pfeffer von Cayenne dazu geschüttet wird! Eine in übler Laune genossene Lektüre liegt wie ein Goldklumpen Californiens im Magen, und wenn die Harpyen der verdammten Politik über eine Tafel hinsliegen, dann tröpfeln sie Unrath auf die herrlichsten Entremets, auf die trefflichsten Bayonner Schinken. Zum angenehmen Leben gehört aber, daß man angenehm speise, zu dem angenehmen Speisen, daß man gut verdaue.

Wir wollen sehen wie Rath zu schaffen ist. Für die Epikuräer durch und durch, für die Epikuräer par excellence, das heißt für die glückliche Sorte, für die es keine Erschütterungen gibt, für diese ist uns nicht bange, sie werden auch heut so gut tafeln, wie sie immer getafelt

haben; aber ihrer sind wenige. Unsere heutigen Lebemänner sind so geartet, daß sehr Vieles sie verstimmt, und ihnen den Genuß ihres Lebens, oder, was eben so viel sagen will, ihrer Rente raubt. Ihre Nerven sind von dem Vorgefallenen afficirt, sie können noch nicht zur Ruhe kommen; der Hof, die Gesellschaft, ihre Freunde — Alle sind noch nicht so, wie sie waren. Man wartet ab, aber es will nicht werden. Die Atmosphäre, wenn auch vortrefflich gesäubert, ist doch noch immer nicht ganz rein, es schwimmen noch politische Miasmen in ihr herum, und für Nerven, die einmal attackirt sind, ist dergleichen gar so leicht wahrnehmbar. Für diese ist Wien vorzuschlagen. In Wien geht man von der Absicht aus, und Alles was zum Reichthum und zum Lebensgenuß gehört, hat sich stillschweigend das Wort gegeben, zu thun, als wäre nichts vorgefallen; als wäre Alles unverrückt beim Alten. In Wien läßt sich das auch machen. Dort besteht bekanntlich ein mächtiger, kolossal reicher Adel, daneben reiche Börsenspeculanten, beide entwickeln ein solches Gewicht des


Goldes und des Luxus aller Art, daß sie die Stimme angeben, und jedes andere Interesse, selbst Gespräch, das ihnen nicht zusagt, verbannen, unterdrücken. Es ist dies die Verschwörung der Lebemänner, die à tout prix wieder gut leben wollen, das heißt unchicanirt von der verhaßten Politik, die ihnen die Verdauung stört. In Berlin läßt sich dies nicht ins Werk stellen. Man hat auch hier die conservativen Interessen zur obersten Leitung gebracht, aber man kann nicht machen, daß das Mißliebige wie mit einem Zauberschlage aus den Regionen, von denen hier die Rede ist, verschwinde. Die Verschwörung der Lebemänner kommt hier nicht zu Stande. Ueberdies sind der Lebemänner an sich sehr wenige, theils weil sie nicht das Geld, theils auch weil sie nicht den Sinn haben für die Tafel und allein nur für die Tafel zu leben. Der ächte Stamm der Sybariten war nie in der Mark zu Hause, dafür immer in Wien. Der Berliner ähnelt mehr dem Franzosen; wenn er gut speißt, so will er auch dabei gut sprechen!

Beides verträgt sich nicht miteinander, wie der Wiener wohl weiß. Ein Epikuräer, der seine köstlichsten Güter der Welt, sein Nachmittags-schläfchen und seine leichte Morgenstunde am Tage darauf, in Sicherheit bringen will, muß sich vor den berliner Diners in Acht nehmen, wenn er auch tausendmal darauf bedacht ist, einen recht purificirten Gßsalon sich auszusuchen, wenn er auch aufs genaueste weiß, es sind alle seine Tafelgenossen Männer von gesicherter Rente und loyaler Gesinnung, es kann doch — denn der Berliner läßt es nun einmal nicht — ein kleiner Witz in die Suppe à la Tartare fallen, und — fort ist es mit der Jungfräulichkeit des Appetits! Man denkt, man lacht, man streitet — und man hat einen Schluck des unübertroffenen Bordeaux gethan, ohne sich bewußt zu sein, was man gethan.

Die Sache stellt sich demnach so. Wer unter angenehm leben versteht: sich völlig frei und unberührt von allen Interessen der jetzigen Welt, wenn sie den Bereich der Küche, des Ballsaals und der Whistpartien überschreiten — zu erhalten dem

ist Wien anzuempfehlen; wer aber — ob nun zum Verdruss oder zur Freude, die Welt der Bücher und der Gedanken, die Ereignisse der Weltbühne, die kleinen Niederlagen und Siege, die der geistige Verkehr mit sich führt, auch zu einem Leben rechnet, das er nicht angenehm nennen würde, wenn sie fehlten — dem ist Berlin anzurathen. Die beiden Hauptstädte stehen sich hier wieder, wie in hundert andern Dingen, schroff gegenüber. Dennoch wäre Berlin eine gute Anzahl der Sybariten Wiens zu wünschen, denn diese fette Sorte, diese sorglos genießenden kolossalen Egoisten geben dem Boden einer großen Stadt jenen feuchten Humus, der schöne Pflanzen hervorbringt, Zierpflanzen, wenn man will, aber doch zur Verschönerung einer Hauptstadt, zur Politur der Gesellschaft unentbehrlich. Denn um diese Genießenden schließt sich ein Kranz lururiöser Productionen in der Kunst, es sammelt sich um sie eine cofette und in sorgloser Schönheit üppige Frauenwelt und tausend kleine Genrebildchen der allerliebsten Frivolität gibt es. Wo man denkt, witzelt, sich zankt, Bücher liest und welche schreibt —

dabei hartgefotenes Rindfleisch ist und Abends einen Spaziergang in den Sand macht, da wird eine Stadt nicht glänzend, eine Gesellschaft nicht reizend. Darum wären Berlin einige Sybariten Wiens, und einige „Denker“ Berlins wären Wien zu wünschen; aber sie würden beide, wie die Victoria regia, immer kleinere und kleinere Blüten tragen und zuletzt zu einer Blume werden, die von den einheimischen nicht mehr zu unterscheiden ist.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und in
allen Buchhandlungen zu erhalten:

Demiurgos.

Ein Mysterium.

Erster Theil.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Diese großartig angelegte und bei ungewöhnlicher Tiefe dennoch mit durchsichtiger Klarheit ausgeführte Dichtung eines in der Literatur wie in der politischen Welt nicht unbekanntem Autors, wird nicht verfehlen in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Zur Bezeichnung der Gattung sind als ihre nächsten Verwandten das Buch Hiob und die Komödien des Aristophanes, die „Divina commedia“ Dante's und Goethe's „Faust“ zu nennen. Sie bekämpft, bald mit schneidendem Ernst, bald mit humoristischer Satire, den Idealismus der Gegenwart in seinen Auswüchsen, zumal die sentimentale Weichlichkeit, die sich für Humanität ausgibt. Zugleich aber erhebt sie sich als ahnungsvolle Prophetie zu einer Verklärung und Erneuerung der uralten ewigen Ideale und versucht, als eine moderne Theodicee, in der erkannten und eroberten Welt auch den heiligen Bildern den gebührenden Platz wieder zu erringen, in denen die Vorzeit ahnte, was wir begreifen.

Vollständig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienischer Novellenschah.

Ausgewählt und übersetzt von **A. Keller.**

Sechs Theile.

12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Inhalt dieses Werks bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der anerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten“ Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **A. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.